



universität
wien

DIPLOMARBEIT / DIPLOMA THESIS

Titel der Diplomarbeit / Title of the Diploma Thesis

„Darstellung der bäuerlichen Bevölkerung
und des Arbeitermilieus in der österreichischen Literatur
nach 1945 anhand ausgewählter Werke“

verfasst von / submitted by

Martin Zeilinger, BA

angestrebter akademischer Grad / in partial fulfilment of the requirements for the degree of
Magister der Philosophie (Mag. phil.)

Wien, 2016 / Vienna, 2016

Studienkennzahl lt. Studienblatt /
degree programme code as it appears on
the student record sheet:

A 190 333 344

Studienrichtung lt. Studienblatt /
degree programme as it appears on
the student record sheet:

Lehramtsstudium UF Deutsch UF Englisch

Betreut von / Supervisor:

Univ.-Prof. Dr. Michael Rohrwasser

*Gewidmet den besten Eltern der Welt
und meiner Schwester Marie-Theres.*

Mein besonderer Dank gilt Herrn Univ.-Prof. Dr. Michael Rohrwasser für die ausgezeichnete Betreuung.

Ich erkläre hiermit ehrenwörtlich, die vorliegende Arbeit selbstständig und nur unter Zuhilfenahme der angegebenen Hilfsmittel verfasst zu haben.

Inhaltsverzeichnis

1. Einleitung	6
2. Autoren	9
3. Werke	11
3.1. „Schöne Tage“	11
3.2. „Herrenjahre“	17
4. Historischer Hintergrund	20
4.1. „Schöne Tage“	20
4.2. „Herrenjahre“	26
5. Die bäuerliche Welt in Innerhofers Roman „Schöne Tage“	28
5.1. <i>Hierarchisch patriarchale Verhältnisse</i>	28
5.2. <i>Arbeitsalltag</i>	33
5.3. <i>Lebensumstände der Dienstboten</i>	38
5.4. <i>Die Rolle der Kinder</i>	43
5.5. <i>Religion</i>	48
6. Die arbeitende Welt in Wolfgrubers „Herrenjahre“	51
6.1. <i>Hierarchische Strukturen</i>	51
6.2. <i>Der Arbeiter Bruno Melzer</i>	59
6.3. <i>Die Frau des Arbeiters</i>	64
6.4. <i>Geld – materieller Besitz – Statussymbole</i>	67
7. Sprache	70
8. Heimatliteratur – Anti-Heimatliteratur	74
8. Resümee	77
9. Literaturverzeichnis	81
9.1. <i>Primärliteratur und Abkürzungen</i>	81
9.2. <i>Sekundärliteratur</i>	81
Abstract	86
Lebenslauf	87

1. Einleitung

In unserer heutigen, überwiegend durch Dienstleistungen geprägten Gesellschaft treten der primäre und sekundäre Wirtschaftssektor immer mehr in den Hintergrund. Dennoch präsentieren sich selbst im 21. Jahrhundert und ungeachtet aller technischen und technologischen Fortschritte die Landwirtschaft sowie die Arbeiter und Handwerker als wichtige, unentbehrliche Säulen der Wirtschaft und Gesellschaft. Nahrungs- und Güterproduktion sind unerlässlich.

Die bäuerliche Bevölkerung und das Arbeitermilieu sind Thema zahlreicher Autoren und Publikationen in Österreich, werden den verschiedenen Literaturströmungen zugeordnet und finden sich im Genre Heimatliteratur beziehungsweise Antiheimatliteratur.

Die Idee eines Vergleichs des Bauerntums und der Arbeiterschaft in der österreichischen Literatur liegt einerseits in meinem persönlichen Interesse und der Faszination an den beiden österreichischen Autoren Innerhofer und Wolfgruber, andererseits bewog mich auch mein familiärer Hintergrund zu dieser Themenwahl. Während meine Großeltern mütterlicherseits ein ansehnliches Weingut mit angeschlossener Landwirtschaft führten, entstammt mein Vater einer Arbeiter- und Angestelltenfamilie. Dadurch wurde ich bereits in frühester Kindheit mit diesen beiden Welten, welche in mancher Hinsicht sehr ähnlich erscheinen, sich in gewisser Weise jedoch vollkommen unterscheiden, vertraut.

Im Rahmen dieser Diplomarbeit wird nun versucht die bäuerliche Bevölkerung und das Arbeitermilieu in der österreichischen Literatur nach 1945 anhand ausgewählter Werke darzustellen. Da sowohl Franz Innerhofer in „Schöne Tage“ als auch Gernot Wolfgruber in „Herrenjahre“ diese Thematik ausführlich behandeln, habe ich diese beiden Werke ausgewählt.

Zu Beginn vorliegender Arbeit werden die beiden Autoren und ihre Werke näher betrachtet. Wie sind die Titel der Romane zu verstehen? Inwiefern äußern sich autobiographische Züge?

Anschließend wird der historische Hintergrund der Primärwerke, der Zeitabschnitt, in dem die Handlungen dieser beiden Romane angesiedelt sind, beleuchtet. Hier sind einerseits die unmittelbare Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg, geprägt durch zunehmende Mechanisierung und Rationalisierung in der Landwirtschaft, auf der anderen Seite die immer größer werdende Bedeutung von Massenproduktion beziehungsweise Fließbandarbeit gegenüber traditionellen handwerklichen Betrieben in den sechziger und siebziger Jahren, zu nennen. Weiters wird versucht die Darstellungen der Autoren mit den damaligen Zuständen in der realen Welt zu vergleichen.

Das Hauptaugenmerk in dieser Diplomarbeit liegt auf den beiden genannten Gesellschaftsschichten. Zeigen beide Autoren in ihren Werken die grundsätzlichen Veränderungen auf?

Wie beschreibt der im Pinzgau geborene Innerhofer den traditionellen Wirtschaftssektor Landwirtschaft, zu der Zeit, als er selbst noch ein Kind war und sich den hierarchisch patriarchalischen Verhältnissen am Hof seines Vaters unterordnen musste? Weiters wird auf den harten Arbeitsalltag aller am Anwesen des Bauern Tätigen sowie auf die Lebensumstände der zahlreichen Dienstboten näher eingegangen. Auch die Kinder, ihr Heranwachsen in einer von Arbeit und körperlichen Züchtigungen, ohne Zuneigung dominierten Welt, Umstände, die der Erzähler selbst miterlebt hat und die Bedeutung der Religion in diesen „schönen Tagen“, sollen hierbei genauer beleuchtet werden.

Als weiteres zentrales Thema werden in „Herrenjahre“, dem Werk des Niederösterreichers Wolfgruber, die hierarchischen Strukturen sowohl im Arbeitsalltag, im handwerklichen Betrieb und in der Fabrik als auch innerhalb der Familie analysiert und auf das daraus resultierende Rollenbild von Mann und Frau in der Gesellschaftsschicht eingegangen.

Das darauffolgende Kapitel ist einer näheren Beschreibung der sprachlichen Ausdrucksform gewidmet.

Weiters wird im Rahmen dieser Diplomarbeit untersucht, ob Innerhofers „Schöne Tage“ und Wolfgrubers „Herrenjahre“ zur Heimatliteratur zählen oder dem Genre Antiheimatliteratur zugeordnet werden müssen.

Abschließend habe ich zu analysieren versucht, inwiefern der Protagonist Holl in „Schöne Tage“ und die Hauptfigur Bruno Melzer in „Herrenjahre“ als typische Vertreter der bäuerlichen beziehungsweise der arbeitenden Gesellschaftsschicht angesehen werden können.

2. Autoren

Franz Innerhofer wurde am 2. Mai 1944 am Söllhof in Krimml als uneheliches Kind einer Landarbeiterin und eines Bauern geboren. Seine ersten beiden Lebensjahre verbrachte er bei Zieheltern in seiner Heimatgemeinde, war dann in der Obhut seiner Mutter und kam schließlich als Sechsjähriger auf den Hof seines Vaters nach Litzldorf in der Gemeinde Uttendorf, wo er die folgenden elf Jahre lebte und arbeitete. 1961 begann er eine Schmiedelehre beim Dorfschmied, war danach als Schlosser tätig und absolvierte den Militärdienst. Nach dem Besuch eines Gymnasiums für Berufstätige legte Franz Innerhofer 1970 die Matura ab. Noch im selben Jahr inskribierte er Germanistik und Anglistik an der Universität Salzburg, schloss das Studium jedoch nicht ab.¹ Zwischen 1973 und 1980 war Innerhofer als freier Schriftsteller tätig. In den darauffolgenden achtziger und neunziger Jahren ging er unterschiedlichen Tätigkeiten nach, arbeitete unter anderem auch als Buchhändler. Am 19. Jänner 2002 wählte der Autor in seiner Grazer Wohnung den Freitod.²

Nach der Veröffentlichung seines Erstlingswerkes „Schöne Tage“ im Jahr 1974, welches Innerhofers existenzielle Not linderte, feierten Literaturkritiker den Autor, überschütteten ihn mit Lob und sahen in ihm einen „Messias der Bauernliteratur“.³ In seiner Heimatgemeinde Uttendorf im salzburgerischen Pinzgau gab es jedoch harsche Kritik. Innerhofer wurde als Nestbeschmutzer hingestellt. Der Verkauf von „Schöne Tage“ war sogar Thema von Gemeinderatssitzungen.⁴

Innerhofers „Texte sind heute Klassiker der modernen Literatur, wurden in Lesebücher aufgenommen, sind Literaturgeschichte geworden. Weltliteratur.“⁵

¹ Vgl. Tichy, Frank: Franz Innerhofer. Auf der Suche nach dem Menschen. Salzburg: Residenz Verlag 2004, S. 292.

² Vgl. Lüdke, W. Martin: Franz Innerhofer. In: Heinz Ludwig Arnold (Hg.): KLG. Kritisches Lexikon zur deutschsprachigen Gegenwartsliteratur. Band 6. München: edition text+kritik 1978ff., 71. Nlg. 2002, S. 1.

³ Vgl. Tichy, Frank: Franz Innerhofer, S. 153.

⁴ Vgl. Tichy, Frank: Franz Innerhofer, S. 156-160.

⁵ Tichy, Frank: Franz Innerhofer, S. 18.

Der Autor Gernot Wolfgruber wurde am 20. Dezember 1944 in Gmünd im nördlichen Waldviertel als Sohn einer Arbeiterfamilie geboren. Sein Vater kam in den Wirren des Zweiten Weltkrieges zu Tode. Wolfgruber selbst begann nach seinem Hauptschulabschluss eine Lehre. Danach arbeitete er eine Zeit lang als Hilfsarbeiter sowie Programmierer und legte 1968 die Externistenmatura ab. Anschließend inskribierte er Politikwissenschaften und Publizistik an der Universität Wien. Seit 1975 ist Gernot Wolfgruber als freier Schriftsteller in Wien tätig.⁶ Die meisten seiner Werke veröffentlichte der Autor in den siebziger und achtziger Jahren, wie „Herrenjahre“ 1976 und „Niemandland“ 1978.⁷

Wolfgruber „schreibt schonungslose, detaillierte Bewußtseinsromane über Durchschnittsbürger - Hilfsarbeiter, Angestellte, Fabrikarbeiter, Verkäufer - aus proletarischen und kleinbürgerlichen Verhältnissen.“⁸ Das Interesse des Autors liegt in der Veränderung, Prägung und Deformation der Menschen durch Arbeit.⁹ In „Herrenjahre“, seinem zweiten Roman, fallen besonders „der autobiographisch-dokumentarische Charakter, die Darstellung der Arbeitswelt, die Chancenlosigkeit, der graue Alltag und die problematischen menschlichen Beziehungen ins Auge.“¹⁰

⁶ Vgl. Lüdke, W. Martin / Lüdke-Haertel, Sigrid: Gernot Wolfgruber. In: Heinz Ludwig Arnold (Hg.): KLG. Kritisches Lexikon zur deutschsprachigen Gegenwartsliteratur. Band 14. München: edition text+kritik 1978ff., 109. Nlg. 2002, S. 1.

⁷ Vgl. Mayer, Norbert: Wolfgruber: Dieser ganze Literaturzirkus. In: Die Presse, 25.06.2009.

⁸ Hoffmeister, Donna L.: Vertrauter Alltag, gemischte Gefühle. Gespräche mit Schriftstellern über Arbeit in der Literatur. In: Abhandlungen zur Kunst-, Musik- und Literaturwissenschaft. Band 382. Bonn: Bouvier Verlag 1989, S. 35.

⁹ Vgl. Wimmer, Kurt: Durch den letzten Rost gefallen... In: Kleine Zeitung, 23.1.1986.

¹⁰ Groot, Cegienas de: Arme Menschen. Zur Darstellung der existentiellen und gesellschaftlichen Position des Menschen bei den österreichischen Autoren Gerhard Roth, Michael Scharang und Gernot Wolfgruber. Hildesheim, Zürich, New York: Georg Olms Verlag 1988, S. 137.

3. Werke

3.1. „Schöne Tage“

„Schöne Tage“ beginnt ganz plötzlich, der Leser, die Leserin wird überrumpelt, in die Handlung förmlich hineingestoßen. Anhand der Erlebnisse und Erfahrungen des unehelichen Protagonisten Holl werden die brutalen, kaum vorstellbaren Zustände, Lebensumstände auf einem Salzburger Bauernhof in den fünfziger Jahren dargestellt. Der sechsjährige Holl wird auf den Hof seines Vaters abgeschoben, in eine Welt voller Arbeit, Demütigungen und Schläge. Kommunikation findet nur in Form von Befehlen und Zurechtweisungen statt. Ausgenutzt und ausgebeutet wie die Knechte und Mägde gelingt es dem Protagonisten nach elf Jahren sich aus den Fängen seines leiblichen Vaters, des Bauern, des Patriarchen, zu befreien indem er eine Lehre als Schmied beginnt.

Die Handlung in „Schöne Tage“ ist im Großen und Ganzen chronologisch aufgebaut. Unterteilungen in einzelne Kapitel fehlen. Szenenwechsel und das Auftreten neuer Personen erfolgen sehr oft spontan, sprunghaft. Der Leser, die Leserin bekommt den Eindruck, dass hier nicht primär die Lebensgeschichte des Protagonisten Holl im Mittelpunkt steht, sondern in erster Linie Erlebnisse und Vorfälle aneinandergereiht werden. Manche Vorkommnisse, vor allem die negativen, unangenehmen Erfahrungen, wie das Bettnässen des Protagonisten (Vgl. ST 37-38), werden teilweise bis ins kleinste Detail beschrieben und im Verlauf der Handlung immer wieder erwähnt. Auch der stressige Arbeitsalltag wird mit aller Deutlichkeit aufgezeigt. Er widerspricht vollkommen der ländlichen, bäuerlichen Idylle.

Angenehme Augenblicke, Abwechslungen vom tristen Arbeitsalltag, werden nur kurz oder nebenbei angeführt: „Holl durfte am Nachmittag Schlittenfahren.“ (ST 160)

Der Titel von Innerhofers Roman „Schöne Tage“ lässt dem Leser, der Leserin einen relativ großen Interpretationsspielraum, erweckt bei ihm, bei ihr eine durchaus falsche Annahme und Vorstellung. Erwartet wird eine heile Welt, die gekennzeichnet

ist durch Idylle, Romantik, Mußestunden, Frieden und Harmonie. Diese Ansicht teilt auch Johannes Birgfeld in seinem Werk „Franz Innerhofer als Erzähler“.

Im *Titel* „Schöne Tage“ wird keine konkrete Person oder Personengruppe angesprochen und als Hauptperson des Textes ausgemacht. Er legt nahe, daß der Roman von einer Reihe angenehmer, vielleicht auch glücklicher Tage im Leben nicht näher bestimmter Personen erzählt.¹¹

Bereits auf der ersten Seite des Werkes wird jedoch klar, dass diese Erwartungen keine Erfüllung finden, der Leser, die Leserin getäuscht, in die Irre geführt wird. Denn schon hier werden Rohheit, Grobheit und körperliche Gewaltanwendung - „sie [...] packten und schlugen [ihn]“ (ST 5) - thematisiert. Die Romanfiguren sind einer düsteren, schrecklichen, grausamen, teilweise menschenunwürdigen Welt ausgesetzt, von ihr abhängig, in ihr gefangen. Bis auf wenige Ausnahmen, einige Szenen auf der Alm (Vgl. ST 12, 196), erleben Innerhofers Charaktere kaum angenehme, rosige oder vielleicht sogar schöne Tage.

Vom Leser, der Leserin könnte der Titel „Schöne Tage“ als Hohn, vielleicht sogar als Zynismus oder Sarkasmus verstanden werden. Eine gewisse Ironie haftet ihm auf jedem Fall an. Diese Empfindung spiegelt sich auch in zahlreichen Beiträgen und Schriftstücken wider. Hier ist unter anderem von „billige[r] Ironie“¹², „mit feiner Ironie“¹³, „bitter-ironische[m] Titel“¹⁴ die Rede.

Innerhofer selbst bezeichnet seine Titelwahl als spontane Idee, gibt aber zu verstehen, immer einen Buchtitel gewollt zu haben, der nicht mit dem Inhalt seines Werkes in Verbindung steht. Er ist sich allerdings auch der Boshaftigkeit, die sich hinter „Schöne Tage“ verbirgt, bewusst.¹⁵

¹¹ Birgfeld, Johannes: Franz Innerhofer als Erzähler. Eine Studie zu seiner Poetik. In: Segebrecht, Wulf (Hg.): Beiträge zur deutschen Literatur. Band 28. Frankfurt am Main, Berlin, Bern, Bruxelles, New York, Oxford, Wien: Verlag Peter Lang 2002, S. 69.

¹² Weigel, Hans: Das Paradies als Inferno. Ein Anti-Heimatroman von Franz Innerhofer. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 8.10.1974.

¹³ Ross, Werner: Der Bauer als Bösewicht. Neue Schollenliteratur: Franz Innerhofers Roman „Schöne Tage“. In: Deutsche Zeitung, 31.1.1975.

¹⁴ Schachtsiek-Freitag, Norbert: Ein Bauernroman als Anti-Idylle. Für „Schöne Tage“ erhält der Österreicher Franz Innerhofer den Bremer Literaturpreis. In: Deutsches Allgemeines Sonntagsblatt, 5.1.1975.

¹⁵ Vgl. Schwarz, Wilhelm (Hg.): Protokolle. Gespräche mit Schriftstellern. Frankfurt am Main: Verlag Peter Lang 1990, S. 142.

Frank Tichy stellt in „Franz Innerhofer. Auf der Suche nach dem Menschen“ den Autor Innerhofer als Künstler dar, der es sich zum Ziel gesetzt hat, in seinen Werken alle seine Erlebnisse und Erkenntnisse sowie Bedrängnisse mit Worten und in Worten darzustellen.¹⁶ Innerhofer selbst meint in einem Interview mit Donna L. Hoffmeister am 18. November 1984:

Mir ging es in erster Linie darum, über meine Erfahrungen zu schreiben und über die Leute, die ich gekannt habe und deren Existenz. [...] Es gab natürlich diese Heimatdichter, die über Bauernarbeit geschrieben haben. Die Bücher, die ich darüber gelesen habe, haben mir nicht gefallen, weil ich fand, daß das gar nicht stimmt, was da geschrieben wurde.¹⁷

Die Gemeinsamkeiten, welche Franz Innerhofer und Holl, der Protagonist in „Schöne Tage“, aufweisen, sind äußerst zahlreich. Beide wurden als uneheliche Kinder geboren. Beide gelangten im Alter von sechs Jahren auf die Bauernhöfe ihrer Väter, wo sie mehr als zehn Jahre arbeiteten. Anschließend begann Innerhofer ebenso wie Holl eine Schmiedelehre. Der Bauernhof, der „Hof 48“ (ST 17) in „Schöne Tage“, befindet sich in der fiktiven Gemeinde „Haudorf“ (ST 45). Es ist anzunehmen, dass dieses Dorf der Ortschaft „Uttendorf“ im Pinzgau, wo der Autor Franz Innerhofer am Bauernhof seines Vaters gelebt hat, entspricht.¹⁸

Diese Parallelen in den Lebensläufen des Autors und seines Protagonisten sind wohl keineswegs Zufall, sondern legen vielmehr nahe, dass „Schöne Tage“ eine Autobiographie der Kindheit und Jugend von Franz Innerhofer darstellt. „Autobiographisch geht es um eine gestohlene Kindheit und Jugend als Stiefkind und „Leibeigener“ eines Großbauern“¹⁹ vermerkt auch Jürgen Lodemann in seinem Artikel „Menschenfinsternis“. Ebenso weist Rainer Fribolin in seinem Werk „Franz Innerhofer und Josef Winkler“ darauf hin, dass „Schöne Tage“ zweifelsohne auf den Erlebnissen aus Innerhofers Kindheit und Jugend basiert.²⁰ Dieser Annahme folgt auch Norbert Schachtsiek-Freitag in seinem Artikel „Ein Bauernroman als Anti-Idylle“. Er spricht von „Jugendbiographie“²¹ sowie von „persönlicher Bewältigungsliteratur“²².

¹⁶ Vgl. Tichy, Frank: Franz Innerhofer, S. 18-19.

¹⁷ Hoffmeister, Donna L.: Vertrauter Alltag, gemischte Gefühle, S. 59-60.

¹⁸ Vgl. Tichy, Frank: Franz Innerhofer, S. 292.

¹⁹ Lodemann, Jürgen: Menschenfinsternis. Franz Innerhofer: „Schöne Tage“. In: Die Zeit, 15.11.1974.

²⁰ Vgl. Fribolin, Rainer: Franz Innerhofer und Josef Winkler. Die moderne bäuerliche Kindheitsautobiographik vor dem Hintergrund ihrer Tradition vom 16. bis zum 20. Jahrhundert. In: Böhler, Michael / Burger, Harald / Matt, Peter von (Hg.): Züricher Germanistische Studien. Band 14. Bern, Frankfurt am Main, New York, Paris: Verlag Peter Lang 1989, S. 118.

²¹ Schachtsiek-Freitag, Norbert: Ein Bauernroman als Anti-Idylle, 5.1.1975.

Zahlreiche Gespräche, welche von Frank Tichy mit Familienangehörigen Franz Innerhofers geführt wurden, geben einen genaueren Einblick in das Leben des Autors als Kind und Jugendlicher. Hierbei manifestieren sich zwei grundlegende Haltungen.

Innerhofers Halbgeschwister väterlicherseits sehen die Darstellungen des bäuerlichen Lebens in „Schöne Tage“ als tendenziell etwas übertrieben an. So widersprechen etwa sein Halbbruder Jakob und seine Halbschwester Maria den Darstellungen, der uneheliche Sohn wäre von der Familie schlechter behandelt worden als seine ehelichen Geschwister:

Wir haben alle drei [Franz, Jakob und Toni] im gleichen Zimmer geschlafen, das gleiche Essen gehabt, uns ist bei der Kleidung nichts abgegangen. Nach der Schule war er noch ein Jahr hier am Hof und hat das gleiche verdient wie alle anderen. [...] Ihm ist es nicht schlechter gegangen. Wir haben genauso mit den Rössern fahren müssen wir er.²³

Auch Toni Brugger, der jüngere von Franz Innerhofers Halbbrüdern väterlicherseits, bestätigt, dass der Autor bei weitem nicht so viel ertragen musste, wie dies im Roman dargestellt wird. Loni Schmerold, Innerhofers Halbschwester mütterlicherseits, ist hingegen der Meinung, dass ihr Halbbruder während der Zeit am Bauernhof seines Vaters, unter dem Umstand ein lediges Kind zu sein, sehr litt.²⁴

Anhand dieser Aussagen zeigt sich deutlich die Diskrepanz zwischen den zwei Familien, zwischen den Angehörigen Innerhofers väterlicherseits und den Familienmitgliedern von Innerhofers Mutter. Die Frage wird von den Beteiligten subjektiv beantwortet, wahrscheinlich auch unterschiedlich wahrgenommen und empfunden. Andererseits macht sich der Leser, die Leserin auch Gedanken über den Wahrheitsgehalt dieser Aussagen. Handelt es sich hier um Beschwichtigungen, um Verharmlosungen, um Bemühungen die eigene Familienvergangenheit möglichst positiv darzustellen? Oder versucht die mütterliche Seite die Verhältnisse zu übertreiben, überspitzt darzustellen, zu dramatisieren?

So meint etwa Joseph Wechsberg in seinem Artikel „Himmel und Hölle im Salzkammergut“: „Denn daß der Autor in diesem Buch mehr Dichtung als Wahrheit

²² Schachtsiek-Freitag, Norbert: Ein Bauernroman als Anti-Idylle, 5.1.1975.

²³ Tichy, Frank: Franz Innerhofer, S. 50, 54.

²⁴ Vgl. Tichy, Frank: Franz Innerhofer, S. 67, 71.

erzählt, glaube ich nicht. Eher fürchte ich, hat er die Wahrheit unterspielt, weil sie schon ohnedies nicht immer glaubwürdig erscheint.“²⁵

Allerdings war zumindest Franz Innerhofers Verhältnis zu seinem Vater offenbar sehr viel besser als das des Protagonisten Holl im Roman.

Tichy vertritt die Ansicht, das Trauma des Schriftstellers sei nicht auf dessen Beziehung zu seinen männlichen Vorfahren, seinem Vater und seinem Großvater zurückzuführen. Vielmehr soll der Grund hierfür hauptsächlich in der harten, zermürenden, dem Körper alles abverlangenden Arbeit, die von den Kindern geleistet werden musste, liegen. Auch mit seiner Stiefmutter dürfte Franz Innerhofer ganz gut ausgekommen sein. Denn als der Autor nicht mehr auf dem Bauernhof lebte, erhielt er Geld und hin und wieder auch ein Lebensmittelpaket von ihr.²⁶

Allerdings wird die patriarchalische Seite des Vaters nicht abgestritten. Franz Innerhofers Halbgeschwister beschreiben ihn als „hart, aber gerecht“²⁷. Auch die Züchtigungen in der Gewölbekammer werden bestätigt. Offenbar reichte bereits ein kleineres Vergehen aus um geschlagen zu werden:

[...] der Vater hatte im Hosenbund seinen ledernen Giascht [Gürtel] gehabt, und da hieß es dann, Hosn runter! Den Jok hat er einmal so geschlagen, weil er auf der Alm eine falsche Post ausgerichtet hat, daß ich mich an die Hose vom Papa gehängt habe und geschrien hab, bitteschön laß ihn. Da habe ich auch noch ein paar abgefangen. Es hat nur geheißen, entweder du parierst oder es gibt Schläge.²⁸

Der Schriftsteller rechnet in seinem Erstling mit seiner Vergangenheit, mit dem Vater ab. Er rächt sich an ihm auf eine Weise, gegen die der Bauer nicht vorgehen kann, die er nicht verhindern kann. Innerhofer rechnet aber auch mit dem bäuerlichen Leben ab, mit den unerträglichen Strapazen, der Ausnutzung und der Ausbeutung. Er versucht die Unterdrückung der Landarbeiter aus seiner Sicht darzustellen, auf die sozialen Umstände aufmerksam zu machen. Frank Tichy, Innerhofers Biograph, äußert sich folgendermaßen über den Autor: „In seiner Literatur hat er sich den ihm zugefügten Schmerz vom Leib geschrieben, sich an seinen Peinigern gerächt, hat seine Wut abreagiert.“²⁹

²⁵ Wechsberg, Joseph: Himmel und Hölle im Salzkammergut. In: Die Welt, 16.1.1975.

²⁶ Vgl. Tichy, Frank: Franz Innerhofer, S. 58-59.

²⁷ Tichy, Frank: Franz Innerhofer, S. 63.

²⁸ Tichy, Frank: Franz Innerhofer, S. 66.

²⁹ Tichy, Frank: Franz Innerhofer, S. 20.

Betrachtet man den Lebenslauf des Schriftstellers näher, vor allem seine Kindheit und Jugendjahre, so zeigt sich sehr deutlich, dass die so sehr schmerzenden, tiefen, blutenden Wunden nicht heilen wollten. Dieses Schicksal, vor allem sein Lebensende betreffend, wird von vielen Menschen, die ihn näher, besser kannten, immer wieder aufgezeigt. Auch für Ilse Falk, die mit Franz Innerhofer eine zehnjährige Partnerschaft führte, kam dessen Selbstmord nicht so überraschend, da der Autor in seinen Werken den Freitod - „[e]r denkt zum ersten Mal an Selbstmord“ (ST 77) - schon des Öfteren thematisiert hatte. Vielmehr vermutete sie auch schon während der gemeinsamen Zeit mit Innerhofer immer wieder dessen Suizid.³⁰ In einem Gespräch offenbart sie Folgendes:

In der ersten Zeit unseres Zusammenseins, er ist ja öfter nächtelang nicht heimgekommen, ging ich manches Mal in den Keller, weil ich dachte, er hat sich aufgehängt.³¹

Darüber hinaus beschreibt Falk ihren ehemaligen Lebenspartner als Person, die immer ein Gefühl von Heimat sowie Geborgenheit und Kontakt herbeisehnte. Dieser Wunsch blieb ihm jedoch aus Angst vor dem Zulassen von Nähe verwehrt.³²

³⁰ Vgl. Tichy, Frank: Franz Innerhofer, S. 27-28.

³¹ Tichy, Frank: Franz Innerhofer, S. 28.

³² Vgl. Tichy, Frank: Franz Innerhofer, S. 152.

3.2. „Herrenjahre“

„Herrenjahre“ beschreibt den Lebensweg des Tischlers Bruno Melzer. In seiner Jugend von großem Optimismus geprägt, zeigt Gernot Wolfgruber, wie der Protagonist seine Träume nach und nach begraben muss, zu einem typischen Vertreter der Arbeiterschaft wird und im System untergeht.

Obwohl der Arbeiter Melzer sich geschworen hat immer frei zu bleiben, ehelicht er eine Zufallsbekanntschaft als das erste Kind unterwegs ist. Das Leben des Tischlergesellen verläuft fortan monoton. Aufgrund besserer Verdienstmöglichkeiten nimmt der Protagonist schließlich eine Stelle als Akkordarbeiter in einer Möbelfabrik an. Möglichkeiten des sozialen Aufstieges wären zwar vorhanden, werden aber auch aufgrund fehlender Motivation und Konsequenz nicht ergriffen. Desillusionierung macht sich breit. Der Protagonist flüchtet sich in zahlreiche Affären und Liebschaften. Nach dem Tod seiner Frau ist er allerdings auf sich alleine gestellt und muss drei Kinder versorgen. Wie es weitergeht, bleibt offen.

„Herrenjahre“ kann als Beschreibung des grauen Alltagsleben eines (Fabrik)arbeiters gesehen werden. Wolfgrubers Darstellung der beruflichen Chancenlosigkeit, der zwischenmenschlichen Beziehungsproblematik, rief eine weitaus größere Begeisterung beim Publikum hervor als dies bei seinem Erstlingswerk „Auf freiem Fuß“ der Fall war.³³

Der Titel „Herrenjahre“ ist als Beschönigung, als Euphemismus zu verstehen. Dem Protagonisten, der zu Beginn des Werkes noch die Hoffnung hat einmal alles „anders [zu] machen als die anderen“³⁴, gelingt es nicht diese Selbstbestimmung zu erreichen, weder am Arbeitsplatz noch im Privatleben. Die Herrenjahre, seine Herrenjahre, werden nie erreicht. Auf den ersten Seiten des Werkes, als die Lehrzeit des Protagonisten kurz umrissen wird, „Lehrjahre sind keine Herrenjahre“ (H 8), ist noch die Erwartung vorhanden, dass im weiteren Verlauf ein Aufstieg des Protagonisten erfolgt, er selbst zu einem „Herrn“ wird, eine Autoritätsposition einnimmt, in die Chefetage emporsteigt. Doch diese Aussicht lässt der Autor nicht

³³ Vgl. Groot, Cegienas, de: Arme Menschen, S. 137.

³⁴ Laemmle, Peter: Mit versteckter Zärtlichkeit. Über den zweiten Roman des Österreicher Gernot Wolfgruber. In: Die Zeit, 11. Februar 1977.

geschehen. So gesehen wird die Leserschaft aufgrund der Wahl des Titels dieses Romans enttäuscht, geht mit falschen Erwartungen an die Lektüre heran.

Die Fachpresse vertritt dieselbe Meinung. In der Basler National-Zeitung wird der Titel „Herrenjahre“ von Stephan Reinhardt als „blanke Ironie“³⁵ bezeichnet. Auch Andreas Roßmann stößt in seinem Artikel „Auf Lehrjahre folgen keine Herrenjahre“ ins selbe Horn. Er verweist auf die Ähnlichkeit des durch den Titel hervorgerufenen Effekts beim Leser, bei der Leserin, wie dies bei Innerhofers „Schöne Tage“ der Fall ist.³⁶

Es kann angenommen werden, dass zumindest die Grundstruktur von „Herrenjahre“ auf Wolfgrubers Autobiographie beruht. 1984 äußert er sich folgendermaßen über seine Jugend, die Arbeit und das Milieu in dem er aufgewachsen ist:

Ich komme aus einer proletarisch-kleinbürgerlichen Familie. [...] Man kann nicht sagen, daß über Arbeit irgendwie gesprochen wurde. Arbeit gab es einfach. Es war klar, daß ich nach der Hauptschule Lehrling werden sollte. Darüber wurde nicht gesprochen. Das war selbstverständlich, Tradition. Und ich wollte nicht, aber ich habe auch nicht gewußt, was ich hätte wollen sollen; das habe ich nicht gewußt.³⁷

In diesen Aussagen Wolfgrubers lassen sich einige Parallelen zu Bruno Melzer, dem Protagonisten aus „Herrenjahre“, ziehen. Melzer lebt mit zwei Brüdern bei seiner Mutter und wird weitgehend ohne die Hilfe seines Vaters aufgezogen. Auch Wolfgruber ist ohne Vater groß geworden, hat ihn wahrscheinlich nicht einmal gekannt.³⁸

Ebenso wie Wolfgruber hat Melzer nach Beendigung der Schulpflicht keinerlei Ambitionen sich selbst mit seiner beruflichen Zukunft zu befassen. Er erlernt den für ihn ausgesuchten Beruf ohne Überzeugung. Der Plan des Vaters wird stillschweigend akzeptiert, auch weil er selbst keinen Gegenvorschlag hervorbringen kann. (Vgl. H 7)

³⁵ Reinhardt, Stephan: Kein Entkommen aus dem Getto. «Herrenjahre» von Gernot Wolfgruber: Jedes Wort ist glaubhaft. In: Basler National-Zeitung, 20.11.1976.

³⁶ Vgl. Roßmann, Andreas: Auf Lehrjahre folgen keine Herrenjahre. In: Heidelberger Tageblatt, 2.11.1977.

³⁷ Hoffmeister, Donna L.: Vertrauter Alltag, gemischte Gefühle, S. 38.

³⁸ Vgl. Kap. 2. Autoren, S. 10.

In „Ein ganz besonderer Außenseiter. Interview mit Gernot Wolfgruber.“ aus dem Jahr 1980 weigert sich der Autor jedoch seinen Roman „Herrenjahre“ als autobiographisch anzusehen. Vielmehr zeigt er sich bereits genervt von ständigen Mutmaßungen über die literarische Verarbeitung seiner persönlichen Erlebnisse und Erfahrungen.³⁹

Rüdiger Engerth widerspricht dieser Aussage von Wolfgruber jedoch. Seiner Meinung nach beinhaltet die Figur Bruno Melzer viele autobiographische Züge des Schriftstellers. Denn wie bereits zuvor erwähnt, stammt Wolfgruber aus Gmünd im Waldviertel. Er hat in dieser Stadt auch seine Lehrzeit verbracht, die sicherlich nicht anders, besser als die Lehrjahre von Bruno Melzer, verlaufen ist.⁴⁰ Der Name der Heimatstadt des Protagonisten wird im ganzen Werk nie erwähnt. Jedoch kann aufgrund der Erwähnung des Flusses Lainsitz (Vgl. H 288) darauf geschlossen werden, dass es sich ebenfalls um eine Kleinstadt im nördlichen Teil von Niederösterreich, eventuell sogar um Gmünd, handelt.

³⁹ Vgl. Petsch, Barbara: Ein ganz besonderer Außenseiter. Interview mit Gernot Wolfgruber. In: NÖ Kulturberichte, Mai 1980.

⁴⁰ Vgl. Engerth, Rüdiger: Sprüch' machen, Schmääh führen. In: A.Z. Tagblatt für Österreich, 23.12.1976.

4. Historischer Hintergrund

4.1. „Schöne Tage“

Franz Innerhofers Erstlingsroman „Schöne Tage“, welcher ihn auf Anhieb bekannt machte, erschien 1974.⁴¹ Die Handlung in diesem Werk beginnt jedoch zirka fünfundzwanzig Jahre früher. So gelangt der Protagonist Holl im Mai 1950 im Alter von sechs Jahren auf den Bauernhof seines Vaters (Vgl. ST 10-11), wo er ungefähr die nächsten elf Jahre bis zum Beginn seiner Lehre verbringt (Vgl. ST 214, 209). Innerhofers Roman ist somit in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg, einer Zeit, in der es sehr viele Veränderungen auf dem landwirtschaftlichen Sektor gab, anzusiedeln.

Zu Beginn des Romans herrschen hierarchisch bestimmte Arbeitsverhältnisse vor, wie sie seit Jahrhunderten Bestand hatten. Das Wort des Bauern ist Gesetz. Es gibt keine schriftlichen Arbeitsverträge und mit Ausnahme des Sonntagnachmittags keine freien Tage. Arbeitnehmerrechte sind ebenso wenig vorhanden wie Aufstiegsmöglichkeiten. Knechte und Mägde sind in ihrem Beruf gefangen und gefesselt bis an das Lebensende.

Konträr zu anderen europäischen Staaten, wo die Arbeitsverhältnisse schon längst zeitgemäß gestaltet waren, gab es in Österreich noch bis weit in das 20. Jahrhundert hinein Gesindeverhältnisse.⁴² Auch Frank Tichy erwähnt die unterprivilegierte Position von Landarbeitern und Landarbeiterinnen in den fünfziger Jahren.⁴³

Innerhofer verwendet in seinem Roman „Schöne Tage“ den Begriff „Leibeigene“: „Jetzt war er endlich ein richtiger *Leibeigener*, einer von den *Leibeigenen*, 1959, in der Republik Österreich.“ (ST 184-185)

In den Fünfzigerjahren, in jener Zeit, in der der Autor die Verhältnisse der Landwirtschaft aufzeigt, existiert in Österreich die Leibeigenschaft jedoch schon

⁴¹ Vgl. Fribolin, Rainer: Franz Innerhofer und Josef Winkler, S. 116.

⁴² Vgl. Ortmayr, Norbert (Hg.): Knechte. Autobiographische Dokumente und sozialhistorische Skizzen. Wien, Köln, Weimar: Böhlau Verlag 1992, S. 334-335.

⁴³ Vgl. Tichy, Frank: Franz Innerhofer, S 31.

lange nicht mehr. Sie wurde bereits 1781 endgültig von Joseph II. aufgehoben⁴⁴ und ist im Allgemeinen Bürgerlichen Gesetzbuch [Anlage des kaiserlichen Patents vom 1. Juni 1811] im Paragraph 16 festgehalten:

Jeder Mensch hat angeborene, schon durch die Vernunft einleuchtende Rechte, und ist daher als eine Person zu betrachten. Sklaverei oder Leibeigenschaft, und die Ausübung einer darauf sich beziehenden Macht wird in diesen Ländern nicht gestattet.⁴⁵

Es ist anzunehmen, dass Innerhofer mit „Leibeigene“ bewusst einen Anachronismus einsetzt, um mit seinen Schilderungen mehr Aufmerksamkeit zu erregen.

Bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts waren Dienstboten auf jedem Bauernhof zu finden. Wer es als Mann oder Frau verabsäumte in einen Hof einzuheiraten, verbrachte zumeist den Rest seines Lebens als Dienstbote. Die Knechte und Mägde stammten sehr oft aus ärmeren, kinderreichen Familien und traten nach Ende ihrer Schulpflicht den Dienst bei einem Bauern an.⁴⁶ Der typische Werdegang von Knechten und Mägden wird von Kurt Bauer folgendermaßen beschrieben:

Meist fingen die Mädels als „Kindsdirn“ an und wurden dann „Saudirn“, „Zweite Dirn“ und zum Schluss „Erste Dirn“. Bei den Buben war es ähnlich: „Stallbub“, „Zweiter Knecht“, „Mitgeher“, „Erster Knecht“ und als Abschluss „Hausknecht“ oder auch „Wirtschafter“.⁴⁷

Dieser Beschäftigung als Knecht oder Magd gingen viele Personen bis zur Hochzeit oder sogar bis ins hohe Alter nach. Zu Mariä Lichtmess hatten die Dienstboten alljährlich die Möglichkeit ihren Arbeitsplatz zu wechseln.⁴⁸ Zu den typischen Tätigkeiten der Knechte zählte die Stallarbeit, die Arbeit auf den Wiesen und Feldern sowie im Winter die Holzarbeit. Die weiblichen Dienstboten mussten neben der Arbeit im Stall auch im Haushalt mithelfen. Ebenso wurden die Kinder zu verschiedenen Aufgaben sowohl im Stall als auch im Haus, wie etwa beim Kochen oder beim Waschen, angehalten.⁴⁹ Innerhofer beschreibt in seinem Werk die gleichen Arbeitsverhältnisse.

⁴⁴ Vgl. Zöllner, Erich: Geschichte Österreichs. Von den Anfängen bis zur Gegenwart. Wien: Verlag für Geschichte und Politik 1984, S. 327.

⁴⁵ Spehar, Herbert (Hg.): Allgemeines bürgerliches Gesetzbuch. Mit den wichtigsten einschlägigen Nebengesetzen und Verordnungen. München: Wilhelm Goldmann Verlag 1976, S. 30.

⁴⁶ Vgl. Bauer, Kurt: Bauernleben. Vom alten Leben auf dem Land. Wien, Köln, Weimar: Böhlau-Verlag 2014, S. 29, 34.

⁴⁷ Bauer, Kurt: Bauernleben, S. 29.

⁴⁸ Vgl. Bauer, Kurt: Bauernleben, S. 29.

⁴⁹ Vgl. Bauer, Kurt: Bauernleben, S. 29-36.

Auch Hans Rieder zeigt beispielhaft die wahren, tatsächlichen Umstände, stellt die Lage der bäuerlichen Lebensbedingungen klar dar. Er schildert einen Tagesablauf auf den bäuerlichen Anwesen von frühmorgens bis abends, gekennzeichnet durch schwere körperliche Arbeit. Im Sommer begann der Arbeitstag oft schon mit der Morgendämmerung und endete gegen sieben Uhr abends mit dem Läuten der Kirchenglocken. Selbst bei großer Hitze, als die Arbeit zur Last wurde, musste das Gesinde die anstehenden Tätigkeiten erledigen.⁵⁰

Für Vergnügungen hatten die Dienstboten weder Zeit noch Geld. Es gab kaum Freizeit, an den Sonntagen mußte man in die Kirche gehen, ob man wollte oder nicht, den Rest des Tages verbrachten die Mägde mit Stricken, um ein wenig dazuzuverdienen.⁵¹

Diese Ausführungen decken sich vollkommen mit Innerhofers Beschreibung des bäuerlichen Lebens.

Im Verlauf des Romans verändern sich die Arbeitsverhältnisse jedoch merklich. Dies wird besonders am Beispiel des Melkers Hermann Klein deutlich:

Der kannte die Bauern in- und auswendig, legte dem Bauern sofort den Kollektivvertrag vor, verlangte seine freien Tage, war Mitglied der Land- und Forstarbeitergewerkschaft und sagte oft, daß er Sozialist sei. [...] Hermann Klein konnte reden, stritt oft mit der Bäuerin, verstand sich auch nicht als Melker, sondern als Arbeiter. (ST 197)

Kurz nach dem Krieg, in den Jahren zwischen 1945 und 1949, wurden von der österreichischen Bundesregierung entscheidende Sozialgesetze wie etwa das Kollektivvertragsgesetz beschlossen.⁵²

In diesen Zeit boten sich den Dienstboten auch plötzlich ganz neue Perspektiven. So gab es zum Beispiel die Möglichkeit besser bezahlte Arbeit bei den Österreichischen Bundesbahnen oder im Baugewerbe zu finden.⁵³ Diese Gelegenheit anderswo Beschäftigung zu bekommen, bessere Zukunftsperspektiven zu haben, verhalf den Knechten und Mägden zu einem bis zu diesem Zeitpunkt nicht gekannten Selbstbewusstsein. Sie wollten nicht mehr länger von den Bauern abhängig sein und

⁵⁰ Vgl. Rieder, Hans: Das Tagewerk. Leben und Arbeiten am Bauernhof. Bozen: Verlagsanstalt Athesia AG 2012, S. 213.

⁵¹ Tichy, Frank: Franz Innerhofer, S. 148-149.

⁵² Vgl. Ettmayer, Wendelin / Haller, Max / Mitter, Peter / Heinzinger, Walter: Der österreichische Arbeiter im Betrieb und in der Gesellschaft. Wien: Wiener Preßverein 1979, S. 5-6.

⁵³ Vgl. Bruckmüller, Ernst / Hanisch, Ernst / Sandgruber, Roman (Hg.): Geschichte der österreichischen Land- und Forstwirtschaft im 20. Jahrhundert. Regionen – Betriebe – Menschen. Wien: Verlag Carl Ueberreuter 2003, S. 264-266.

verließen die Höfe oftmals sehr kurzfristig, zum Teil ohne vorher gekündigt zu haben.⁵⁴ In der von Innerhofer beschriebenen Salzburger Bergwelt beginnt sich dieser Wandel erst etwas später bemerkbar zu machen.

Zur selben Zeit vollziehen sich auch soziologische Veränderungen, wie sich in „Schöne Tage“ am Verkommen so mancher Bauernhöfe zeigt (Vgl. ST 205).

Rainer Fribolin merkt an, dass die Arbeit auf den Bauernhöfen, die mit körperlichen Strapazen und wenig Freizeit verbunden ist, von der jungen Generation, den Bauernsöhnen, im Laufe der Jahre zunehmend abgelehnt wird. Tätigkeiten in Fabriken sowie Werkstätten werden als erstrebenswerter erachtet.⁵⁵

Daneben manifestieren sich diese Entwicklungen bei Innerhofer auch im Verhältnis von Arbeit und Freizeit. Gegen Ende des Romans wird von Montag bis Freitag nur noch von sechs Uhr morgens bis sechs Uhr abends gearbeitet. Neben den Sonn- und Feiertagen steht bei schlechtem Wetter auch der komplette Samstag frei zur Verfügung. (Vgl. ST 205)

Zu den wichtigsten und gravierendsten Änderungen in der bäuerlichen Arbeit zählt zweifelsohne die Erschwinglichkeit von Traktoren für die breite Masse. Während manche landwirtschaftliche Betriebe schon relativ bald auf diese modernen Maschinen, die eine Vielzahl an Arbeiten erleichtern, setzen, vertrauen andere noch vollständig auf die Arbeitskraft ihrer Dienstboten und Zugtiere, wie Innerhofer in folgender Passage verdeutlicht:

Holl hörte [...] um das Stadelack zum Nachbarsfeld hinüber, wo schon seit Jahren mit zwei Stuten und einem Traktor geheut wurde, wohingegen man auf 48 immer noch mit zwei Stuten und ohne Traktor und immer mit zu wenig Dienstboten werkte. (ST 104)

Den tatsächlichen Traktoren- und Zugviehbestand zu dieser Zeit kann man in einem WIFO Monatsbericht aus dem Jahr 1962 nachlesen. Es zeigt sich, dass die Landwirtschaft vor dem Krieg hauptsächlich auf die Zugkraft von Tieren setzte, während Ende der fünfziger Jahre, Anfang der sechziger Jahre beinahe zwei Drittel aller Zugleistungen von Motoren vollbracht wurden. Die Ursachen dieser schnell voranschreitenden Motorisierung lagen einerseits am zunehmenden Mangel an

⁵⁴ Vgl. N.N.: Hofakten K. In: Bruckmüller, Ernst et al. (Hg.): Geschichte der österreichischen Land- und Forstwirtschaft im 20. Jahrhundert, S. 266.

⁵⁵ Vgl. Fribolin, Rainer: Franz Innerhofer und Josef Winkler, S. 163.

Arbeitskräften sowie an der größeren Wirtschaftlichkeit der Maschinen im Vergleich zu teureren Arbeitskräften und Zugtieren. Da in den gebirgigen Teilen des Landes Traktoren nur beschränkt eingesetzt werden können, vollzog sich die Motorisierung in diesen Gebieten entsprechend langsamer.⁵⁶

In „Schöne Tage“ ist die ältere Generation, der Bauer, von der Technisierung nicht vollkommen überzeugt und beäugt den Fortschritt eher skeptisch. Unsicherheit, Angst vor Veränderungen, vor Neuem und die Abgeschlossenheit der Salzburger Bergwelt lassen die Mechanisierung nur langsam Einzug halten: „Der Bauer war lange gegen den Traktor gewesen, er jammerte und hatte viel auszusetzen. Der Boden tat ihm leid. Der Preis war ihm zu hoch.“ (ST 179)

Die Jüngeren jedoch stehen den technischen Errungenschaften offen und positiv gegenüber und zeigen Interesse am Umgang mit den Maschinen und deren Funktionsweise:

[...] er [Holl] setzte sich zwischen Zuckmayr und den Beifahrer ins Milchautoführerhaus, schaute Zuckmayr beim Fahren zu, [...] setzte sich neben einem kräftigen Mechaniker auf einen roten Traktorkotflügel, [...] Dem Mechaniker fraß er aus der Hand, keinen Handgriff, nichts brauchte der ihm zu erklären. So schnell konnte der Bauer gar nicht schauen, und er hatte an Holl den perfektsten Traktorfahrer. (ST 178-179)

Franz Saxinger bestätigt Innerhofers Darstellung. Er merkt ebenfalls an, dass die jüngeren Jahrgänge Neuerungen, wie etwa die Anschaffung eines Traktors begrüßten und befürworteten, während bei deren Eltern oft Misstrauen und abwehrendes Verhalten vorherrschte.⁵⁷ Dies wird auch in einem Gespräch zwischen Franz Innerhofers Halbbruder und Frank Tichy bestätigt.⁵⁸

Wendelin Ettmayer sieht darin keine Überraschung. Seiner Ansicht nach ist es verständlich, „[d]aß sich diese Mentalität der Agrarwelt, die durch Jahrhunderte bestimmend war, bei jenen, die sie noch voll erlebten, bis hinein in das Industriezeitalter übertrug“⁵⁹.

⁵⁶ Vgl. N.N.: WIFO-Monatsbericht 35(7) 1962, S. 332.

⁵⁷ Vgl. Saxinger, Franz: Mit Leib und Seele Bauer. Meine Lebenserinnerungen. Ried im Innkreis: Moserbauer Druck & Verlag 2003, S. 76-77.

⁵⁸ Vgl. Tichy, Frank: Franz Innerhofer, S. 66.

⁵⁹ Ettmayer, Wendelin: Literatur als politische Herausforderung. Die Welt der Arbeit in der österreichischen Literatur der Gegenwart. Wien: Wiener Preßverein 1982, S. 15.

Die technischen Neuerungen beschränken sich nicht nur allein auf den Einsatz von Zugmaschinen. Auch andere Arbeiten werden dadurch einfacher und kräfteschonender. So wird das Gras zu Beginn des Romans noch von den zahlreichen Dienstboten mit Sensen gemäht (Vgl. ST 13), einige Zeit später findet schließlich eine motorisierte Mähmaschine Verwendung (Vgl. ST 95). Dies bewirkt eine Steigerung der Produktivität bei gleichzeitigem Einsparen von Arbeitskräften.

Der voranschreitende Mechanisierungsprozess wirkt sich ebenso auf die Fortbewegung aus. Gegen Ende des Romans fährt der Sohn des Bauern mit dem Moped auf die Alm anstatt den Weg zu Fuß oder mit einem Pferdefuhrwerk zurückzulegen (Vgl. ST 196). Betrachtet man die tatsächliche technische Entwicklung in Österreich nach dem Zweiten Weltkrieg, so spiegeln sich diese Veränderungen in Innerhofers Roman, wenn auch zum Teil etwas zeitverzögert, wider.

4.2. „Herrenjahre“

„Herrenjahre“ von Gernot Wolfgruber erschien 1976.⁶⁰ Der Zeitraum der Handlung erstreckt sich über etwas mehr als ein Jahrzehnt. Der Beginn des Romans ist ebenso wie bei Innerhofers „Schöne Tage“ jedoch einige Jahre vor der Veröffentlichung anzusetzen. Einen wesentlichen Anhaltspunkt hierfür liefert der Film „»Für ein paar Dollar mehr«“ (H 16), in der deutschen Fassung erschienen im Jahr 1966⁶¹, den sich der Protagonist im Kino anschaut (Vgl. H 16).

Der Schriftsteller Wolfgruber zeigt in seinem Werk die für diesen Zeitraum typischen Veränderungen in der Arbeitswelt auf. Der Protagonist Bruno Melzer absolviert seine Lehre in einer kleinen Tischlerei mit nur wenigen Mitarbeitern. Anschließend wechselt er die Arbeitsstätte, findet Beschäftigung in einem etwas größeren Tischlereibetrieb, wo es auch „schon mehr Maschinen gegeben hat, als beim Stollhuber [seinem Lehrherren] Hobelbänke gestanden waren.“ (H 9)

Hier wundert sich Melzer, dass die Lehrlinge weniger lernen als er selbst während seiner Lehrzeit, merkt jedoch nicht, dass vieles aufgrund der maschinellen Unterstützung gar nicht mehr notwendig ist (Vgl. H 10). Einige Jahre später verändert er sich beruflich erneut und verbringt seine Arbeitszeit als Akkordarbeiter am Fließband in einer Möbelfabrik.

Diese Arbeitsplatzwechsel spiegeln die Entwicklung der Industrie nach der Besatzungszeit wider. In Niederösterreich hob „sich das industrielle Potential“⁶² nach 1955. Viele „[n]eue Betriebe [...] entstanden, [...] auch die meisten Klein- und Mittelbetriebe florierten, manche, [...] fielen aber der Entwicklung zum Opfer und mußten gesperrt werden.“⁶³

Der Historiker Karl Gutkas zeigt diese Veränderung der österreichischen Arbeitslandschaft auf:

Die Mechanisierung der Landwirtschaft führte zur Abwanderung vieler Arbeitskräfte in Industrie und Gewerbe, der Stand der bäuerlichen Kleinhäusler verschwand, selbst Mittelbauern wurden Nebenerwerbsbauern.

⁶⁰ Vgl. Wolfgruber, Gernot: Herrenjahre. Salzburg, Wien: Residenzverlag 2015, S.4.

⁶¹ Vgl. Bruckner, Ulrich P.: Für ein paar Leichen mehr. Der Italo-Western von seinen Anfängen bis heute. Berlin: Schwarzkopf & Schwarzkopf 2002, S. 34.

⁶² Gutkas, Karl: Geschichte des Landes Niederösterreich in Bildern. St. Pölten: Niederösterreichisches Pressehaus 1983, S. 226.

⁶³ Gutkas, Karl: Geschichte des Landes Niederösterreich in Bildern, S. 226.

[...] Allerdings mußten immer mehr Menschen an weit entfernte Arbeitsplätze pendeln.⁶⁴

Dies wird auch von Wolfgruber dargestellt, denn die Mehrzahl der in der Möbelfabrik tätigen Arbeitskräfte scheinen „Auswärtige“ (H 185) zu sein, die aus „Nestern [in] der Umgebung“ (H 185) stammen. Der „Furchenscheißerslang“ (H 185) lässt sie ihre bäuerlichen Wurzeln nicht verleugnen.

Die Rollenverteilung in der typischen Arbeiterfamilie kann zu diesem Zeitpunkt noch als relativ traditionell angesehen werden. Der Mann als Familienoberhaupt ist in alle größeren Entscheidungen involviert, muss diese gutheißen und absegnen. Seine Beschäftigung mit dem Nachwuchs beschränkt sich, wenn überhaupt, auf ein Minimum.⁶⁵

Bruno Melzer, der Tischler, der Fabrikarbeiter und seine Frau Maria verkörpern diese Umstände. Sie sind gleichsam Paradebeispiele für das Milieu der Arbeiterschaft zu dieser Zeit. Während sich Melzers Tätigkeitsbereich nur auf seine Arbeit in der Tischlerei und später in der Fabrik beschränkt, muss die Frau den ganzen Haushalt allein, ohne Hilfe ihres Gatten, erledigen. Vor der Liaison mit Melzer übt auch Maria einen Beruf aus und geht dieser Tätigkeit bis knapp vor der Geburt des ersten Kindes nach. Danach wird sie in die typische Rolle der Hausfrau und Mutter hineingepresst. Erst als es Maria aufgrund ihrer Krankheit nicht mehr möglich ist den Haushalt zu führen, übernimmt Melzer nach und nach diese Aufgabe. Aus der Sicht von Wolfgrubers Protagonisten ist „[d]ie Frau [...] nämlich dazu da [...] die Kinder in die Welt zu setzen und sie zu bedienen, [...] sie [hat] die ganze Verantwortung für den Haushalt, die Familie, die ganze Arbeit.“⁶⁶

⁶⁴ Gutkas, Karl: Geschichte des Landes Niederösterreich in Bildern, S. 211.

⁶⁵ Vgl. Greussing, Kurt (Hg.): Die Roten am Land. Arbeitsleben und Arbeiterbewegung im westlichen Österreich. Steyr: Museum Industrielle Arbeitswelt 1989, S. 184.

⁶⁶ Ettmayer, Wendelin: Literatur als politische Herausforderung, S. 14.

5. Die bäuerliche Welt in Innerhofers Roman „Schöne Tage“

5.1. Hierarchisch patriarchale Verhältnisse

Innerhofer stellt mit aller Deutlichkeit die sozialen Verhältnisse der landwirtschaftlichen Bevölkerung am Hof dar. Er zeigt eine Hierarchie innerhalb aller am Hof lebenden Personen auf, eine Rangordnung, die den Haus- und Hofherrscher, den Landwirt ganz oben an die Spitze dieses Systems stellt. Ihm untergeordnet sind alle anderen in diesem Betrieb tätigen Personen, die Bäuerin, die Knechte, die Mägde und die Kinder. Der Bauer herrscht somit einerseits über sein Hab und Gut, seinem landwirtschaftlichen Eigentum, einem Land- und Forstbetrieb mit beträchtlichem Viehbestand in den Alpen im Bundesland Salzburg, andererseits über alle seine Untergebenen.

Er ist zweifelsohne der uneingeschränkte, der absolute Herrscher auf seinem Anwesen. Alle, die ihm bei der Bewältigung der schweren, körperlichen Arbeiten unterstützen beziehungsweise helfen, sind ihm untergeben und werden als Beherrschte dargestellt.

Der Landwirt, der Herr über seine Dienstboten, der seine Autorität ständig und in allen Bereichen des landwirtschaftlichen und familiären Alltags zeigt, ist niemandem verpflichtet. Er muss sich vor niemandem verantworten. Er muss niemandem Rechenschaft ablegen. (Vgl. ST 24) Alle anderen am Hof Ansässigen haben sich ihm unterzuordnen. Sie müssen ihm gegenüber „Rede und Antwort“ (ST 24) stehen, wenn er es von ihnen verlangt. Diese Machtposition demonstriert er andauernd, nützt er in jeder Situation aus. Kein Knecht, keine Magd traut sich ihm auch nur im Geringsten zu widersprechen. Alleine seine physische Anwesenheit lässt sie verstummen: „Fuhr der Bauer weg, atmeten alle auf, blieb er da, schwiegen sie“ (ST 138).

Angewiesen auf die Arbeitsstelle, auf ein Dach über dem Kopf sowie Verpflegung und spärlichen Lohn, nehmen die Dienstboten diese Machtverhältnisse hin.

Es bleibt ihnen gar nichts anderes übrig als es zu dulden, es zu akzeptieren. Sie „sind seiner unumschränkten Verfügungsgewalt aus wirtschaftlichen Gründen schutzlos ausgeliefert.“⁶⁷

Der Bauer agiert brutal. Er stellt sich über alle am Hof lebenden Personen. Als Patriarch befiehlt er, ordnet er an, teilt ein und treibt an. Die Untergebenen müssen ihm gehorchen, haben sich zu fügen, vierundzwanzig Stunden am Tag, sieben Tage die Woche, dreihundertfünfundsechzig Tage im Jahr, bis zu Mariä Lichtmess. An diesem Tag werden die Knechte und Mägde, jeder, jede allein, zum Bauern in die Kammer gebeten. (Vgl. ST 66) Er stellt sie vor Tatsachen, er rechnet mit jedem, jeder einzeln ab. Anscheinend

[...] wendete der Bauer seine ganze Selbstherrlichkeit auf, um die Dienstboten in *seiner Kammer*, im Zuge von althergebrachten Beichtstuhlmethoden, zu überrumpeln, um sie ganz klein zu machen und gleichzeitig ein bisschen leben zu lassen. (ST 67)

Das Hinwegschreiten über alle Personen, über die Knechte, über die Mägde, über die Tagelöhner, über die eigenen Kinder wurde ihm in die Wiege gelegt. Als ältester Sohn bekam er diese Handlungsweise von seinem Vater vermittelt. Man könnte sagen, er lernte dies so, wurde dahingehend erzogen. Denn bereits der Vater des Bauern auf Hof 48 war schon von allen verhasst und gefürchtet. Er trieb seinen Sohn genau in dieses Verhaltensmuster des uneingeschränkten Familienoberhauptes, das mit eiserner Faust regiert und die „Dienstboten mit allen erdenklichen Unterdrückungsschikanen“ (ST 162) schindet.

Platz war damals nur für den ältesten Sohn. Alle anderen Kinder verließen „weinend“ den Hof und kehrten nie mehr wieder. (Vgl. ST 150) Sie wollten sich dieser Tyrannei entziehen und wandten sich somit von der eigenen Familie ab.

Seine Vergangenheit, der krankhafte Zwang alles beherrschen zu müssen und die Besessenheit Macht auszuüben, erlauben dem Bauern keine andere Handlungsmöglichkeit. Er ist nicht im Stande den Umständen entsprechend, der Situation angepasst milder und mitfühlend oder einfach nur menschlich zu agieren.

Diese Machtposition spielt der Landwirt auch gegenüber seinen Kindern aus. Vor allem der uneheliche Sohn bekommt die Autorität des Patriarchen besonders heftig

⁶⁷ Schachtsiek-Freitag, Norbert: Ein Bauernroman als Anti-Idylle, 5.1.1975.

zu spüren. Sobald der Knirps nur im Geringsten einen Fehltritt wagt, sich dem Vater widersetzt, muss er mit Konsequenzen in Form von Schlägen rechnen. Doch von Schlägen kann hier fast nicht mehr die Rede sein. Denn das Durchhauen, wie es das Familienoberhaupt bezeichnet, passiert mit einer unglaublichen Härte und Brutalität, die einer schweren körperlichen Züchtigung gleichkommt. (Vgl. ST 27) Mitunter sind es in den Augen des Lesers, der Leserin belanglose Dinge, für das Kind neue, unbekannte Gepflogenheiten, allenfalls kleine Ausrutscher, wofür es büßen muss. Auf jeden Fall verlangt der Vater, er manifestiert sich hier zweifelsohne als Peiniger, dass sein leiblicher Sohn ihn vor der Züchtigung um den Vollzug der Strafe bittet und sich am Ende dafür bedankt.

Nachdem Holl an der Seite seines Widersachers gegessen hatte, begab er sich in die alte Gewölbekammer. Es roch widerlich nach Feuchtigkeit, Futtermittel und altem Gerümpel. Sein erster Blick galt den Stricken, die überall, an der Tür, an den Wänden, auf den Truhen, zu sehen waren. Viele von ihnen hatte er schon zu spüren bekommen. Er erinnerte sich an die Stricke, aber er erinnerte sich nicht, warum er sie zu spüren bekommen hatte. Immer auf die bloße Haut. [...] Holl mußte die Hose herunterlassen und sagen: »Vater, bittschön ums Durchhauen!« Dann packte ihn der Bauer mit der linken Hand am Genick, beugte ihn über das vorgeschobene Knie und schlug mit der rechten mit dem Strick zu, bis das Heulen in ein Winseln überging. Dann mußte Holl sagen: »Vater, dankschön fürs Durchhauen!« (ST 27)

Bei diesen Züchtigungsmethoden zeigt Innerhofer abermals sehr deutlich die Person des Patriarchen, der seine Autorität, sobald sie gefährdet scheint, wieder ins rechte Licht zu rücken versucht. Alles was dem Bauern nicht passt, was nicht seinen Prinzipien entspricht, muss unterdrückt und beseitigt, ja sogar vernichtet werden. Solange es Widerstand gibt, wird geschlagen, geschlagen und wieder geschlagen (Vgl. ST 12), bis der Gegner, das Kind, aufgibt und der Vollzieher seine Genugtuung erhält. Somit hat der Beherrscher einerseits sein Selbstwertgefühl gestärkt und seine Machtposition aufs Neue unter Beweis gestellt, andererseits ist der Sollzustand wieder hergestellt. Beim nächsten Mal kommen die gleichen Maßnahmen zum Einsatz. Er vollzieht wieder, immer wieder die gleiche Prozedur. „Martyrium, Folter [...] im Namen Christi nicht erduldet, sondern ausgeübt.“⁶⁸

⁶⁸ Lodemann, Jürgen: Menschenfinsternis, 15.11.1974.

Der Bauer gehört jener Gruppe von Menschen an, die der Meinung sind: „[J]e mehr man einen Hund schlägt, desto treuer wird er, und sie sehen nicht, daß der Hund nur vor Peinigungen nicht mehr aus kann und deshalb treu ist.“⁶⁹

Der Hofherr behandelt seinen eigenen Sohn sogar schlechter als die Tiere, denn das Vieh wird in „Schöne Tage“ vom Bauern nie geschlagen (Vgl. ST 154).

Den Landwirt schmerzt es, er leidet, „wenn ein Bloch zersplittert aus dem Graben gezogen wird“ (ST 154). Hier manifestiert sich der höhere Wert von materiellen Dingen gegenüber dem eigenen, leiblichen Kind. Denn der Bauer verspürt nie Schmerz, wenn er seinen Sohn züchtigt, er sieht es sogar als lästige Pflicht, sich mit Kindererziehung befassen zu müssen (Vgl. ST 183). Auch die Dienstboten werden „wie ein Steinhaufen behandelt“ (ST 152). Der Bauer offenbart sich als „ein rücksichtloser Leuteschinder“⁷⁰.

Nach Rainer Fribolin wird in „Schöne Tage“ eine Welt beschrieben, „die strukturiert ist durch Herrschaft zum Zwecke der Ausbeutung. In dieser Welt leben zwei Sorten von Menschen: Herrscher und Ausbeuter auf der einen, Ausgebeutete und Beherrschte auf der anderen Seite.“⁷¹

Innerhofer beschreibt den Hofbesitzer als übertrieben sparsame Person. Dies zeigt sich sogar bei der Nutzung des Weidelandes, wo zuerst die Kühe, dann die Pferde und zuletzt die Schafe grasen dürfen. (Vgl. ST 130)

Das Eingreifen des Bauern in die Privatsphäre der anderen Hofbewohner reicht so weit, dass sogar unumstößliche Regeln für die Morgentoilette gelten. Sie müssen sich nach dem Waschen zuerst die Hände und anschließend erst das Gesicht abtrocknen. Eine andere Reihenfolge wird vom Patriarchen nicht geduldet. (Vgl. ST 39) Diese und andere Anordnungen werden stumm und ohne sich gegen ihn nur im Geringsten aufzulehnen, befolgt. Sie werden einfach hingenommen. Der Hofherr schafft an, die Belegschaft erledigt. Er akzeptiert nicht einmal, dass seine eigene Frau dem unehelichen Sohn Arbeitsaufträge erteilt:

⁶⁹ Kathrein, Karin: Ein Zerstörer ländlicher Idylle. „Presse“-Gespräch mit Franz Innerhofer, dem preisgekrönten Nachwuchsautor von „Schöne Tage“. In: Die Presse, 25.11.1974.

⁷⁰ Tacha, Manfred: Entfremdete Arbeit – zerstörte Person. Frankfurt am Main: Peter Lang GmbH 1995, S. 93.

⁷¹ Fribolin, Rainer: Franz Innerhofer und Josef Winkler, S. 123.

»Wer hat dir denn das erlaubt?!« - »Sie. – Die Mutter«, verbesserte er sich und stieg aus dem Gänseteich [...] Ob er noch immer nicht wisse, wen er um Arbeit zu fragen habe, schrie der Vater vom Haus herüber. (ST 142)

Wie diese Passage deutlich zeigt, findet sich in „Schöne Tage“ die zu dieser Zeit typische Rollenverteilung. Die Bäuerin muss sich ihrem Gatten unterordnen. Ihre Entscheidungen können vom Hofherrn jederzeit revidiert werden, denn ihm obliegt als Eigentümer des Hofes die alleinige Führungs- und Entscheidungsgewalt. Er entscheidet über die Arbeitseinteilung der Dienstboten, den Verkauf von Vieh, den Ankauf von Maschinen, grundsätzlich über alles. Einzig der Haushalt ist die Domäne der Bäuerin.

Der patriarchalische Landwirt lebt in „seiner“ Welt, ist in ihr gefangen. Veränderungen werden von ihm nicht zugelassen.

Erst gegen Ende des Romans zeigt Innerhofer in einzelnen Fällen beziehungsweise in bestimmten Situationen ein Aufbegehren gegen den Bauern. „Klein und Holl erhoben sich gleichzeitig und warfen ihm die Melkstühle vor die Füße. Daraufhin zog sich der Bauer wortlos zurück und war auf einmal nicht mehr da.“ (ST 200) Dass sie nicht niedergebrüllt oder beschimpft werden, ist ein Novum, hat es bis zu diesem Zeitpunkt nicht gegeben. Dem Hofherrn ist mittlerweile bewusst, dass er die Meinung anderer akzeptieren muss, da er auf seine Arbeitskräfte angewiesen ist. Die Macht des Bauern bröckelt immer mehr. Am Ende des Romans schafft es der uneheliche Sohn sogar sich aus den Fängen des Herrschers, des Vaters, zu lösen und zu befreien (Vgl. ST 209). Dieses Szenario wäre einige Zeit zuvor undenkbar gewesen.

5.2. Arbeitsalltag

Der Alltag aller auf dem Bauernhof lebenden Personen ist von Arbeit, Arbeit und Arbeit geprägt. Sie stellt für alle Beteiligten eine große Herausforderung dar. Nichts wird in Innerhofers Roman ausführlicher und genauer beschrieben als die verschiedenen landwirtschaftlichen Tätigkeiten. Die Knechte und Mägde werden zum Teil auf ein Maschinenniveau reduziert.⁷² Schwere, schreckliche, qualvolle, dem Körper alles abverlangende Strapazen müssen ertragen werden.

Die Belegschaft hat Arbeiten auf den Feldern und Wiesen, auf der Alm, im Haus, am Hof und im Stall sowie im Wald nachzugehen. Vor allem im Sommer beginnt der Arbeitstag bereits vor Sonnenaufgang. Zeit für ein stärkendes Frühstück oder morgendliche Hygiene steht vor Arbeitsbeginn jedoch nicht immer zur Verfügung.

Beim Morgengrauen mußten die Mägde und Knechte aus den Betten, ohne Waschen, ohne Frühstück durch die hintere Haustür zu den Sensen, Gabeln und Rechen. Keiner schaute den anderen an. Jeder hatte sein Werkzeug an einem bestimmten Platz. (ST 13)

Automatisch wie Maschinen, die frühmorgens angeworfen oder eingeschaltet werden, führen sie Arbeiten aus, „an denen ihre Vorfahren schon zu Grunde gegangen sind.“ (ST 13) Zeit zum Nachdenken, über die für den Leser, die Leserin unvorstellbaren Verhältnisse und Strapazen des täglichen Lebens oder das System in Frage zu stellen, lässt der strikte Ablauf des Arbeitstages nicht zu. Gefangen in der Monotonie der immer wiederkehrenden, gleichen Tätigkeiten, sehnen die Dienstboten täglich den Abend herbei.

„Arbeiten, das Beherrschen von Arbeitsgängen und das Lernen und Beherrschen von Arbeitsgängen und der völlige Verzicht auf sich selbst waren das Um und Auf.“ (ST 86) Die einzelnen Arbeitsschritte sind vorgegeben, festgefahren in einem System, das seit Jahren, Jahrzehnten gleich funktioniert. Alles läuft wie ein Ritual ab, nach dem Motto: es war immer so und so bleibt es auch. Das Auflehnen eines Einzelnen gegen diese starren Strukturen ist nicht möglich.

⁷² Vgl. Fribolin, Rainer: Franz Innerhofer und Josef Winkler, S. 151.

Nach Ansicht des Bauern kann jeder arbeiten, hat zu arbeiten, muss arbeiten, selbst noch sehr junge Kinder und schwangere Frauen. „Eine Kinderhand konnte nicht klein genug und ein Weiberbauch nicht dick genug sein, er wußte für jeden mehr als genug Arbeit [...]“. (ST 150)

Nach Beendigung der Schinderei auf den Feldern und Wiesen erwartet das Gesinde am Hof noch weitere Arbeiten. Bis zur letzten Minute, bis zum Abendmahl wird eingeteilt und verordnet. Das Profitdenken ist allgegenwärtig. Die Ausbeutung der körperlichen Arbeitskraft grenzt an Zustände, wie sie in vorigen Jahrhunderten präsent waren. Die Zeit scheint stehengeblieben zu sein. Der Leser, die Leserin bekommt das Gefühl, dass der von Innerhofer immer wieder verwendete Begriff „*Leibeigene*“ (ST 185) nicht übertrieben, sondern durchaus gerechtfertigt ist.

Nur auf der Alm gibt es eine gewisse Eigenverantwortung, ein zumindest begrenztes Loslösen von den Zwängen, von der Autorität des Bauern. Die Gefahr des Überprüfens und der Kontrolle ist jedoch allgegenwärtig. Diese Freiheit wird dem Gesinde allerdings erst im Laufe des Romans so richtig bewusst und von den Knechten und Mägden beansprucht sowie ausgenutzt.

Die Arbeit reduzierten sie auf einen Elf-Stunden-Tag, indem sie ein Drittel der früheren Arbeit einfach nicht mehr machten, kamen aber immer noch auf 330 bis 340 Arbeitsstunden im Monat. (ST 200)

Innerhofer zeigt auf, wie sich das Selbstbewusstsein der Untergebenen im Laufe des Romans entwickelt. Der Hofherr wird hintergangen. Es werden ihm Lügen unterbreitet. Dabei handelt es sich um keine offene Rebellion, sondern um ein verstecktes, beinahe hinterlistiges Ausnutzen des Bauern. In Abwesenheit ihres Vorgesetzten versuchen die Dienstboten sich das Leben etwas zu verschönern, es zumindest für einige Stunden genießen zu können. Sie schlachten Tiere für ein ausgiebiges Mahl und konsumieren dazu Bier und Wein. Die Dezimierung des Viehbestandes begründen sie mit Unfällen beziehungsweise Notschlachtungen. (Vgl. ST 198-200)

Manche Knechte übertreiben es allerdings. Sie schlafen während der Arbeitszeit im Schatten, im Heustadel oder im Stall (Vgl. ST 170). Andere wiederum verfallen dem Alkoholismus und sind für mehrere Stunden, ja sogar Tage, arbeitsunfähig. Dies geht

zu Lasten der übrigen Gefolgschaft, die diese Ausfälle zu kompensieren hat, denn die Arbeit muss ja schließlich erledigt werden, wie folgende Zeilen verdeutlichen:

Er [Holl] lief hinunter und mußte bald feststellen, daß die Kühe nicht ausgetrieben waren, sondern ungemolken herumstanden, und Vogler also keinen Handgriff erledigt hatte. Er fütterte Schweine und Kälber und molk und hörte schließlich Vogler singend kommen und das Tor aufreißen und sagen »Die gonze Wöed is putzdunkü und da Newü stinkt van Kaas.« Eine Kette von Flüchen ließ er los und warf torkelend mit Gegenständen um sich. (ST 192)

Ausgesetzt den Umständen der Natur, der Witterung, trotzen Männer und Frauen jeden Alters von früh bis spät. Nur vier bis fünf Stunden Schlaf sind im Vorsommer die Regel (Vgl. ST 170). Extreme Temperaturen, unerträgliche Hitze und durch Schweißgeruch angelockte Bremsen (Vgl. ST 14) im Sommer während des Mähens beziehungsweise klirrende Kälte im Winter bei der Waldarbeit (Vgl. ST 164) finden keinerlei Berücksichtigung und Nachsicht beim Bauern. Selbst bei Schlechtwetter sind Arbeiten im Freien notwendig.

[...] der Regen schlug ihm schon ins Gesicht. Er stolperte alaufwärts, war sofort naß um die Knie und ging trostlos und den Besitz verfluchend den abgetretenen Almgrund ab, kam bald mit drei, bald mit acht Kühen zur Hütte zurück und suchte weiter, [...] (ST 188).

Der Mensch wird nicht als Mensch gesehen und nicht als Mensch behandelt. Er ist nur Arbeitskraft für das Wohl des Hofes, dem alles untergeordnet werden muss.

Auch die Arbeitskleidung betreffend wird gespart. Barfuß die Heuarbeit zu verrichten, ist für den unehelichen Sohn des Bauern eine Selbstverständlichkeit. Als Kopfschutz vor der prallen Sonne dient ein zusammengebundenes Taschentuch, eine „Schneuztuchkappe“ (ST 126). Vor allem im Winter sind „erfrorene Hände“ (ST 172) keine Seltenheit. Die anscheinend ungeeignete Kleidung beziehungsweise fehlende Ausrüstung wird in keinem Wort erwähnt. Wichtig ist einzig und allein die Erledigung der Arbeit. Die Konsequenzen, die gesundheitlichen Folgen für den Einzelnen, interessieren die Obrigkeit nicht.

Aufgrund von permanentem Zeitdruck sowie mangelnder Sicherheitsvorkehrungen kommt es immer wieder zu kleineren Blessuren und Verletzungen, wie einem „aufgeschundenen Handrücken“ (ST 80), einem „ausgekegelten Arm“ (ST 145) oder einem zerquetschten Gesäß (Vgl. ST 70). Über Erste-Hilfe-Leistungen,

Wundversorgung, Krankenstand oder Arbeitsunfähigkeit erfährt der Leser, die Leserin kaum etwas.

Vor allem die Holzarbeit fordert immer wieder ihre Opfer. Hier findet sich auch die einzige Erwähnung eines Krankenhausaufenthaltes:

Auf der Sonnseitalm gellte Holl mit der Hacke an einem Ast ab und traf sich ins Schienbein und krümmte sich vor Schmerz im Geäst. Der Schnapstrinker und Kofler legten notdürftig einen Verband an, reichten ihm einen Stock. Er ging und mußte ins Spital. (ST 203)

Auch von Todesfällen, so verblutet ein Arbeiter aufgrund einer Verletzung bei Schlägerungsarbeiten im Wald (Vgl. ST 164), ist die Rede. Derartige Zwischenfälle werden allerdings nur beiläufig erwähnt. Sie werden nicht näher ausgeführt oder beschrieben. Innerhofer kehrt sofort zur Tagesordnung, zum Arbeitsalltag, zu den anstehenden Verpflichtungen am Hof zurück.

Der Leser, die Leserin bekommt auch hier die Bedeutungslosigkeit des einzelnen Individuums vor Augen geführt. Die Arbeitskraft ist alles was zählt.

Oftmals kommt es auch aufgrund von Unachtsamkeiten oder menschlichen Fehlern sowie durch eine gewisse Unberechenbarkeit im Verhalten der Nutztiere immer wieder zu kleineren Zwischenfällen. Zu diesen Malheuren zählen etwa „umgefahrenere Torsäulen und gebrochene Achsen“ (ST 46).

Der zunehmende technische Fortschritt, der am Hof nur schleppend Einzug hält⁷³, führt immer wieder zu schweren Arbeitsunfällen, mitunter sogar mit Todesfolge:

Grausam waren die Miststreuerunfälle. Holl begriff nie, warum Bauern immer wieder Miststreuer überluden, einen Knecht hinaufstellten, obwohl davor gewarnt wurde. Aber immer noch mußten abgeschälte Beine freigeschweift werden, manchmal ein Toter. Und passierte ein Unfall an einem Feiertag, während des Gottesdienstes, dann war das natürlich eine Strafe Gottes. (ST 179-180).

Solche Zwischenfälle sind das Resultat von mangelnder Erfahrung im Umgang mit den Maschinen sowie dem ständigen Druck möglichst viel in sehr kurzer Zeit erledigen zu müssen. Mitunter liegt die Ursache auch in der Überforderung und Unachtsamkeit oder in einer Vertiefung in die Arbeit. Von Änderungen, vielleicht sogar Vorkehrungen, die den Arbeitsvorgang sicherer gestalten, wird nichts erwähnt.

⁷³ Vgl. Kap. 4. Historischer Hintergrund, S. 23-25.

Arbeitspausen werden auf ein Minimum reduziert. Der Arbeitsplatz wird selbst für das Mittagessen nicht verlassen. Dem Leser, der Leserin wird ein Bild vom Arbeitsalltag vermittelt, der gekennzeichnet ist durch Hektik, Stress und unerträglichen Strapazen. Angetrieben mit „»weiter! weiter!«“ (ST 105), zu körperlichen Höchstleistungen gehetzt, fordert der Bauer, der Sklaventreiber, ständig mehr Einsatz von seinen Dienstboten. Bei der körperlichen Plagerei und Schinderei zeigt sich kein Ende. Kaum scheint eine Tätigkeit erledigt zu sein, warten bereits weitere Beschäftigungen, die schnellstmöglich ausgeführt werden müssen, auf die Gefolgschaft.

Im Sommer auf der Alm gestaltet sich der Arbeitstag mitunter als besonders stressig:

Holl [...] molk zweieinhalb Stunden, dann mußte er aufgeben, weil ihn die Hände bis zu den Ellbogen zurück schmerzten. Sie trugen die Milch in die Hütte, steil über eine finstere Stiege hinunter, in den Keller zum Kühlen, stießen die Tore auf, ließen die Kühe hinaus, Holl trieb sie weit hinunter, lief zurück, mistete den Stall aus, ging in die Hütte, aß, hackte Holz, wartete die Dämmerung ab, ging über Stock und Stein und trieb die Kühe zusammen und auf die Hütte zu in den Stall, sie ketteten sie an, gingen in die Hütte, fuhren aus den Stiefeln, ließen die Hosen und sich selber auf die Betten fallen, bliesen Laternen aus, dann rasselte der Wecker, Holl taumelte in die Hose und fiel beim Stiefelanziehen um, beim Melken fielen ihm immer wieder die Augen zu, [...]. (ST 169-170)

Die Steigerung der Arbeitsleistung erfolgt nicht durch Motivation sondern rein durch Unterdrückung. Das Streben, die Gier nach Gewinn lassen keinen Stillstand im Arbeitsprozess zu.

5.3. Lebensumstände der Dienstboten

Als Dienstboten auf einem Bauernhof werden „die jeweils für ein Jahr vertraglich gebundenen Knechte, Mägde sowie die tagelöhnernden Kleinbauern und Landarbeiter“⁷⁴ bezeichnet.

Wie bereits im Kapitel „Arbeitsalltag“⁷⁵ dargestellt, zeigt sich das Leben der Knechte und Mägde als perspektivenlos, als ein Abrackern, ein Schuffen, ein „Tag-hinter-sich-Bringen“ (ST 22).

Tagein und tagaus müssen sich die Dienstboten diesen Zuständen unterwerfen und haben keinerlei Chance diesem System zu entfliehen, geschweige denn auszubrechen. Ihre Welt ist der Bauernhof, eine Welt, die einem Gefängnis, einem Arbeitslager gleichkommt. Sie ist gekennzeichnet durch harte Arbeit von früh bis spät. Folgende Passage verdeutlicht das Antreiben, das Hetzen und Ausbeuten:

Die Dienstboten und *Leibeigenen* wurden, sobald einer den Kopf aus der finsternen Dachkammer reckte, sofort in die Finsternis zurückgetrieben. Jahraus, jahrein wurden sie um die Kost über die grelle Landschaft gehetzt, wo sie sich tagein, tagaus bis zum Grabrand vorarbeiteten, aufschrien und hineinpurzelten. Mit Brotklumpen und Suppen zog man sie auf, mit Fußritten trieb man sie an, bis sie nur mehr essen und trinken konnten, mit Gebeten und Predigten knebelte man sie. (ST 22)

Diese Welt kann nur selten für einige Stunden verlassen werden, muss verlassen werden für den Kirchgang am Sonntag.

Ungeachtet ihres Arbeitseinsatzes haben die Knechte und Mägde Erniedrigungen, Demütigungen, Beschimpfungen wie „Trottel“ (ST 46), zu erdulden, über sich ergehen zu lassen und können beziehungsweise dürfen sich nicht wehren. Sie wissen um ihre erbärmlichen, mitunter menschenunwürdigen Zustände, ihr Elend, Bescheid, sind aber sprachlos in dieser Welt, in die sie hineingeboren wurden, gefangen. (Vgl. ST 22)

Gearbeitet wird für das bloße Überleben, für eine geringe Entlohnung sowie für die Kost. Letztere stellt den Hauptgrund für die Änderung ihres Dienstverhältnisses, dem Wechsel auf andere Bauernhöfe, zu Mariä Lichtmess dar. Sie bietet zugleich die

⁷⁴ Friboilin, Rainer: Franz Innerhofer und Josef Winkler, S. 159.

⁷⁵ Vgl. Kap. 5.2. Arbeitsalltag, S. 33-37.

einzigste Möglichkeit einer Variation im Alltagstrott, der weder ein Entkommen noch sozialen Aufstieg vorsieht, zulässt. (Vgl. ST 23) Das Essen am Hof 48 wird vom Autor als nicht besonders abwechslungsreich und ausgewogen beschrieben. Immer wieder ist von „Speckknödel“ die Rede, für den Protagonisten „jeden zweiten Tag [...] dieselbe Magenumdrehspeise“ (ST 77).

Im Laufe des Romans zeigt Innerhofer mit aller Deutlichkeit auf, wie gering das Eigentum der einzelnen Dienstboten wirklich ist. Dem Leser, der Leserin mutet es beinahe surreal an, dass solche Umstände vor sechzig Jahren auf dem Land noch gang und gäbe waren. Die Knechte und Mägde besitzen kaum mehr als die Kleider, die sie am Leib tragen. Ihr spärliches Hab und Gut ist „[e]in Kasten und das Notwendigste zum Anziehen“ (ST 22).

Manche Knechte sind so arm, dass sie nicht einmal genug Kleidung besitzen und sich mit alten, gebrauchten, halb verfaulten Klamotten begnügen müssen (Vgl. ST 73). Die finanziellen Möglichkeiten der Dienstboten sind ebenso sehr beschränkt. Allerdings macht der Autor keine genauen Angaben über die wirkliche finanzielle Situation des Gesindes. Nur an einer Stelle ist von einem genauen Betrag, „700 Schilling im Monat und zu Lichtmeß eine Hose“ (ST 180), die Rede. Die grundsätzliche Entlohnung der Dienstboten kann allerdings nicht besonders hoch ausfallen, denn es muss „eine Woche lang für einen neuen Hut“ (ST 168) und ein Vierteljahr für einen neuen Überrock gearbeitet werden (Vgl. ST 139).

Das Gesinde ist mittellos und lebt in elenden Verhältnissen. Privatsphäre gibt es so gut wie nicht. Geschlafen wird in Gemeinschaftskammern, die zum Teil voneinander nur durch dünne Wände abgeteilt sind und praktisch jedes noch so leise Wort oder Geräusch durchdringen lassen. Somit muss zwangsläufig alles mitgehört werden. (Vgl. ST 37) Grundsätzlich herrscht eine Trennung zwischen Männern und Frauen. Dies wird allerdings kaum eingehalten. Da die Dienstboten untertags beinahe keine freie Minute haben, versuchen sie „[w]enigstens die Nächte [...] an sich zu reißen“ (ST 22).

Wie bereits erwähnt hat tagsüber die Arbeit oberste Priorität, steht die Beschäftigung am Hof im Mittelpunkt. Für einen kurzen Wortwechsel, einen Meinungsaustrausch, für

Geschwätz oder Gespräche, private Unterhaltungen oder eventuelle Annährungsversuche zwischen den Dienstboten ist keine Zeit und kein Platz. So kommt es, dass das Gesinde eine Art Geheimsprache entwickelt, welche ohne Wörter auskommt. Sie beschränkt sich auf Andeutungen und Handgriffe. (Vgl. ST 22) „Wenn irgendwo im Freien eine Magd beim Jausnen von einem Knecht das Taschenmesser nahm, konnten die anderen mit Gewißheit annehmen, daß er noch am selben Abend bei ihr im Bett lag.“ (ST 22)

Dies ist die einzige Möglichkeit für die Knechte und Mägde ihren sexuellen Trieben und Bedürfnissen nachzugehen. Sie haben bis auf den sonntäglichen Kirchgang und einige Stunden Freizeit keine Möglichkeit, den Hof zu verlassen und neue Bekanntschaften oder Freundschaften zu knüpfen, eventuell sogar eine Beziehung aufzubauen.

Heiraten und eine Familie gründen, sich eine Existenz schaffen sowie auf eigenen Füßen stehen, ist nicht möglich. Geldmangel und fehlender materieller Besitz lassen es nicht zu die persönlichen Träume und Wünsche zu verwirklichen und das eigene Glück zu finden.

Das Leben ist vorgegeben, vom Moment der Geburt an vorgezeichnet, denn „[d]ie Kinder, die bei den heimlichen Liebschaften auf Strohsäcken und Heustöcken entstanden, wurden von den Bauern sofort wieder zu Dienstboten gemacht.“ (ST 22) Bereits vor der Geburt ist klar, dass der Nachwuchs einmal als Knecht oder Magd arbeiten und auch sterben wird. Ein sozialer Aufstieg, etwa durch Bildung, ist nicht vorgesehen, erscheint beinahe unmöglich.

Allerdings sind auch unter den Dienstboten nicht alle gleichgestellt, denn es gibt eine fixe hierarchische Einteilung und Aufgabenzuteilung:

Was dem Bauknecht als Schickbub zugemutet worden war, mutete er als Pirscher einem anderen Schickbuben zu, was ihm als Pirscher Stadler, Werfer, Bauknechte, Bäuerinnen und Bauern zugemutet hatten, mutete er später, nachdem er Stadler und Werfer gewesen war, als Bauknecht den Untergebenen zu, obwohl er sich in Wirklichkeit nicht vom Dreck befreit hatte, sondern nach wie vor mit den Knechten für den Bauern arbeitete. Auf Grund der vorgegebenen Herrschaftsstruktur war nur ein Kraftaufstieg möglich. Der Stärkere stieß den Schwächeren in den Dreck, weil er gegen seine wirklichen Feinde ohnmächtig war. (ST 30)

In Innerhofers Darstellungen ist ein einzelnes Menschenleben, sein Schicksal nichts wert. Manche der Knechte und Mägde leiden unter einem besonders schweren Los. Aufgewachsen unter besonders tragischen Umständen, als Kind „in einer Kammer gefangengehalten“ (ST 54) oder körperlich zugerichtet, „einen Buckel“ (ST 24) durch die schwere, unzumutbare Arbeit, sowie eine „verstümmelte[...] Nase“ (ST 73) durch Grobheiten im Kindesalter, sind einige typische Beispiele.

Kollegialität, Zusammenhalt und Rücksichtnahme auf die Arbeitskollegen finden sich in Innerhofers Ausführungen nicht. Im Gegenteil. So betritt etwa ein Knecht mit extrem schmutzigen Gummistiefeln den von den Mägden erst kurz zuvor gesäuberten Küchenboden (Vgl. ST 36).

Aufgrund ihrer schrecklichen Vergangenheit erscheint der von Innerhofer dargestellte Frust, der Unmut und die Unzufriedenheit der Dienstboten mit ihren Lebensumständen für den Leser, die Leserin in einem ganz anderen Licht. Verschiedene Vorkommnisse, wie durch die hierarchische Struktur bedingte Reibereien unter dem Gesinde, sind in „Schöne Tage“ allgegenwärtig. Sie arten teilweise zu regelrechten Intrigen und Sabotagen aus. Mit einer gewissen Regelmäßigkeit fällt der bestbezahlteste Knecht unter den Dienstboten, der Bauknecht (Vgl. ST 15), solchen Gemeinheiten zum Opfer. So schneidet etwa seine Sense nicht, weil jemand ein rostiges Stück Draht im Gras versteckt hat (Vgl. ST 14). Ein anderes Mal stürzt er durch das Futterloch in den Kuhstall hinunter (Vgl. ST 31). Das ständige Leiden, die kaum zu bewältigende Arbeitslast strapazieren die Psyche dermaßen, dass der aufgestaute Frust und Ärger sich gegen den Bauern und seinen Besitz richtet. So wird „vor lauter Zorn eine Kanne Milch auf den Küchenboden [ge]schleudert[...]“ (ST 72). Auch brutale Handgreiflichkeiten zwischen den Dienstboten, „Konrad [ging] mit einer Zaunlatte auf Maria los und schlug sie blutig“ (ST 77), stehen an der Tagesordnung.

Schier Unvorstellbares, Unglaubliches, dermaßen Menschenunwürdiges und Menschenverachtendes erfährt der Leser, die Leserin in den folgenden Zeilen: „[...] wurde ihm [Moritz], während er mit offenem Mund schlief, von jemandem die Notdurft in den Mund hinein verrichtet“ (ST 56).

Auch von den Kindern werden die Dienstboten des Öfteren geärgert. So ist etwa der Knecht Moritz, der in seiner spärlichen Freizeit unzählige Uhren anderer Dorfbewohner repariert, Ziel eines Kinderstreiches.

Sie saßen um den Ofen herum und warteten, bis Moritz ein Uhrwerk zerlegt hatte. Dann stellten sie in der Mitte der Stube ein Fahrrad auf und pirschten sich von hinten an Moritz heran, griffen schnell nach einem Bestandteil der Uhr und liefen damit vor Moritz her um das Fahrrad herum, bis dieser mit dem Fahrrad, auf das Fahrrad, fluchend zu Boden stürzte und stöhnte. Dann liefen die Kinder lachend davon. (ST 53-54)

Die Knechte und Mägde sind das ganze Leben der Obrigkeit unterworfen. Sobald ihre Arbeitskraft nicht mehr ausreichend vorhanden ist, wird die Person zur unerwünschten Belastung. Bei Todesfall eines Knechtes werden Berechnungen bezüglich seiner Arbeitsjahre auf dem Bauernhof angestellt. Wird festgestellt, dass dieser auf einem anderen Hof mehr oder länger gearbeitet hat, versucht die Bauernfamilie die Verantwortung bezüglich Aufbahrung und Begräbniskosten von sich zu weisen. (Vgl. ST 176)

5.4. Die Rolle der Kinder

Innerhofer verdeutlicht, dass Kinder, die im bäuerlichen Milieu aufwachsen, schon in der Frühphase ihres Lebens sehr wenig Aufmerksamkeit erhalten. Es wird erwartet, dass sie jederzeit gehorchen und den Erwachsenen nicht zur Last fallen. Kinder werden als kleine Erwachsene betrachtet, die sofort alles, was ihnen mitgeteilt wird verstehen und begreifen müssen. Zeit und Raum für Fehler und wiederholte Erklärungen gibt es nicht. Aufgrund der vielen, umfangreichen täglichen Arbeit bleibt keine Zeit für die Beschäftigung mit dem Nachwuchs. Erziehung bedeutet in Innerhofers „Schöne Tage“ den Widerstand des Kindes, wenn aus Sicht der Erwachsenen notwendig, durch Schläge zu brechen. Erziehung heißt aber auch die Handgriffe und die Arbeitsvorgänge am Bauernhof zu erlernen. Die grundsätzlichsste Aufgabe der Eltern, ihren Kindern Liebe und Geborgenheit zu schenken, sie auf das Leben vorzubereiten, wird in dem Roman vollständig ausgespart, findet sich in der von Innerhofer beschriebenen Gesellschaftsschicht nicht. Empathie fehlt. Auch Spielzeug wird in keinsten Weise erwähnt, ist nicht notwendig, denn Zeit zum Spielen gibt es sowieso fast nie.

Von früh bis spät wurde dem Kind gesagt, was es nicht tun dürfe und was es tun müsse, [...] Kein Mensch der sich mit ihm befasste, [...] nur die Großmutter war da und arbeitete den ganzen Tag. (ST 5)

Vor allem uneheliche Kinder haben es besonders schwer, wie der Autor anhand seines Protagonisten Holl aufzeigt. Ungewollt verbringt der Bub seine ersten Jahre bei einer Pflegefamilie und wird dann von der Mutter heimgeholt, da „sich *Kinderschenken* nicht gehöre“ (ST 167). Hier wird bereits deutlich, dass nicht das Wohl der Kinder, sondern die Erwartungen, die Normen, die ungeschriebenen Gesetze von Gesellschaft und Kirche im Mittelpunkt stehen. Die Bürde, ein Unehelicher zu sein, zieht sich durch die ganze Kindheit und Jugend des Protagonisten. Fremden immer wieder „als *Jugendsünde des Bauern* oder als *sein Lediger* vorgestellt“ (ST 62), zeigt der Autor, dass keine Gelegenheit ausgelassen wird, einen Bastard als minderwertig darzustellen.

Auch wirtschaftliche Überlegungen spielen eine Rolle. Das uneheliche Kind wird wie Ware, wie ein Festmeter Bloch oder ein Sack Erdäpfel weggegeben, abgeschoben zu seinem leiblichen Vater (Vgl. ST 10-11). Dies stellt für beide Elternteile eine

Verbesserung, einen Gewinn dar. Die Mutter muss einen Esser weniger versorgen, der Bauer spart die Alimente und bekommt eine zusätzliche, kostenlose Arbeitskraft.

Die Kinder im bäuerlichen Milieu sind Spielball der Interessen der Erwachsenen, haben keine Chance ihren Charakter zu entwickeln. Sie müssen sich in die ihnen zugeordneten Rollen einfügen. Dem unehelichen Sohn ist die Position eines Knechtes angedacht. Selbst zaghafte Versuche aus diesen vorgegebenen Schemata auszubrechen, führen sofort zu schweren körperlichen Züchtigungen. Helmut Schink verdeutlicht dies folgendermaßen:

Das Kind, das nicht verstanden wird, muß also notgedrungen beherrscht werden; es ist für den naiven Erwachsenenverstand ja schon deswegen lästig, weil es, als fragendes Wesen, den eigenen Erfahrungshorizont ‚in Frage‘ stellt.⁷⁶

Im ältesten ehelichen Sohn wird bereits sehr früh der nächste Bauer, der Haus- und Hoferbe gesehen und dementsprechend herangezogen. Aus diesem Grund entwickelt er bereits in jungen Jahren ein Herrschergehabe und verhält sich wie ein Erwachsener, „genau wie sein Vater, ganz der Vater“ (ST 64).

In der Darstellung des Lebens auf dem Bauernhof zeigt der Autor mit aller Deutlichkeit, dass das Kind nicht Kind sein darf. Zeit für spielerisches Erkunden, Erfahren und Kennenlernen der Umwelt ist nicht vorgesehen, gibt es nicht. Bereits ab frühester Kindheit wird das Leben durch körperliche Arbeit dominiert. Tagein und tagaus wird auf den Feldern verbracht. Die Kinder müssen körperliche Tätigkeiten vollbringen, die ihrem Alter bei weitem nicht entsprechen. Nicht einmal der Schuleintritt bewirkt eine signifikante Reduzierung des Arbeitspensums:

Der Gedanke, endlich nicht mehr Nachmittag für Nachmittag vor dem Pferd auf einem Feld umhergejagt zu werden, ließ Holl alles vergessen. [...] Er schlug ein Heft auf und vertiefte sich allmählich in seiner Hausaufgabe. Er hörte nichts und sah nichts. Plötzlich ging die Stubentür auf und der Vater stand da. »Was machst da?«, fragte er finster. »Die Hausaufgabe«, antwortete Holl mit zitternder Stimme. Der Blick des Vaters genügte. Holl packte sofort die Schulsachen ein und [...] schlüpfte aus dem Schulgewand in das Werktagsgewand. (ST 21)

⁷⁶ Schink, Helmut: Jugend als Krankheit? Hermann Hesse. Robert Musil. Franz Kafka. Reinhold Schneider. Anne Frank. Franz Innerhofer. Linz: OLV-Buchverlag 1980, S. 151.

Schule ist nur eine lästige Nebensache, die der Bauer, der Patriarch duldet, aufgrund der allgemeinen Schulpflicht dulden muss. Die Arbeit ist weitaus wichtiger als der Schulbesuch, die Ausbildung.

Innerhofer zeigt in „Schöne Tage“ wie jede verfügbare Minute des Kindes für verschiedene Tätigkeiten auf den Feldern und am Hof genutzt wird. Diese Arbeiten beschränken sich allerdings nicht nur auf den Nachmittag:

[...] schlafen bis sechs, dann auf und hinein in die Hose und hinunter und hinein in die Stiefel, hin zum Waschtrog, dann frühstücken und hinaus in den April, [...] Wird Moritz rechtzeitig kommen und mich ablösen? [...] Endlich schlurft Moritz über die taunasse Wiese, [...] und Holl kann weg, über Felder und Zäune [...] Er wechselt schnell Hemd und Hose und verläßt acht Minuten vor acht mit der Schultasche auf dem Rücken freudig das Haus und beginnt auch schon zu laufen. Aus Haudorf hinaus. Auf die Au zu. [...] Zerzaust, außer Atem, betritt er die fünfte Klasse und hat das Gesicht voller Blicke. (ST 78-80)

Diese körperliche und geistige Doppelbelastung muss zwangsläufig zu Defiziten und schlechten Leistungen im schulischen Bereich führen. Darüber hinaus übersteigt das Ausmaß der körperlichen Arbeit oftmals die Kräfte der Schulkinder. Hinzu kommt noch die psychische Belastung, die sich oftmals in lebenslangen Traumata manifestiert.

Um die verfügbare Arbeitszeit zu erhöhen, wird zu drastischen Mitteln gegriffen, welche sich bereits am Rande der Legalität bewegen. So muss sich der Sohn des Bauern immer wieder vom Arzt für mehrere Wochen am Stück krankschreiben lassen um ganztags für die Arbeit zur Verfügung zu stehen (Vgl. ST 69). Der Hof und das Vieh sind das Einzige was zählt. Kein Gedanke wird an die Zukunft des Kindes verschwendet. Der Weg ist vorgezeichnet. Innerhofer beschreibt, wie sein Protagonist heimlich, ohne sich seinem Vater beziehungsweise der Stiefmutter anvertrauen zu können, nach einer Lehrstelle suchen muss (Vgl. ST 206-207). Hier wird dem Leser, der Leserin zum wiederholten Male klar, dass die Wünsche und Bedürfnisse der Kinder, noch dazu eines Bastards, keine Rolle spielen. Ein Ausbrechen aus der von den Erwachsenen angedachten Rolle ist unerwünscht, wird sabotiert, wird mit allen Mitteln zu verhindern versucht. Dies verdeutlicht die folgende Passage, als dem Protagonisten Holl sein Entlassungszeugnis vorenthalten wird:

Er geht schnell am Stall vorbei und in die Küche, muß in den Stall, wo der Bauer ihn mit den Brüdern spöttisch empfängt und ihm erklärt, er habe Wichtigeres zu tun, als noch einmal nach einem Zeugniszettel zu suchen, und

ihn einfach stehen läßt. Holl schaut ihnen nach und ergreift schließlich die Schaufel mit dem krummen Stiel, mistet den obersten Stall aus, kehrt Gänge und schleppt Milchkannen ins Vorhaus, steht in der Küche herum und läßt sich erklären, daß sein Entlassungszeugnis unauffindbar sei. (ST 211)

Der Autor stellt auch dar, dass Kindern im bäuerlichen Umfeld kein Vertrauen, keine Glaubwürdigkeit entgegenbracht wird. Im Falle von Beschuldigungen anerkannter Personen, Holl wird von der Frau des Vizebürgermeisters zu Unrecht der Kreuzifixschändung bezichtigt, hat das Wort des eigenen Kindes kein Gewicht. Verteidigung ist zwecklos. Fremden wird mehr vertraut als dem eigenen Fleisch und Blut. (Vgl. ST 67)

Das Leben der Bauernkinder ist von körperlichen Peinigungen geprägt. Gelegentlich bekommt der Leser, die Leserin von „Schöne Tage“ das Gefühl, dass die Kinder, in erster Linie der uneheliche Sohn, als Sündenbock hingestellt werden. Holl ist die Zielscheibe für die Aggressionen des Vaters, für dessen aufgestaute Wut nach einem langen, harten Arbeitstag.

Innerhofer beschreibt in seinem Werk nicht nur körperliche Gewaltanwendung. Die subtile Verachtung der Bäuerin, der Stiefmutter des Protagonisten, wird vom Leser, von der Leserin noch um einiges schlimmer empfunden als die Schläge mit dem Hosenriemen. Sie äußert sich durch „gezielte Nadelstiche“. Der Bettnässer Holl wird durch die demonstrative Zurschaustellung des feuchten Bettlakens vor der Familie und dem Gesinde an den Pranger gestellt (Vgl. ST 12) und seine Sprechversuche mit einem langsamen Kopfschütteln quittiert (Vgl. ST 61).

Zwischen den Kindern gibt es keinen beziehungsweise nur sehr wenig Zusammenhalt. Dies spielt sich, wie vom Autor beschrieben, auf mehreren Ebenen ab. Im Familienverband stellen sich die ehelichen Söhne über ihren unehelichen Halbbruder. Sie wissen die Eltern hinter sich, fühlen sich erhaben und lassen Holl sooft wie nur irgendwie möglich seine Minderwertigkeit spüren.

In der Beschreibung des ersten Schultages tritt der Unterschied zwischen dem Nachwuchs aus bürgerlichem Haus und Kindern, die auf Bauernhöfen aufwachsen, mit besonderer Signifikanz zu Tage. Während die einen als „frech und lebendig“ (ST 20) charakterisiert werden, sind die anderen „eingeschüchtert und stumm bis zu den Zehen“ (ST 20). Manche Bauernkinder sind sogar richtig verwahrlost und besitzen nicht einmal Kleidungsstücke die ihnen passen (Vgl. ST 20).

Darüber hinaus thematisiert der Autor in seinem Werk noch den Unterschied zwischen Kindern der Landwirte und Arbeiterkindern. Während die Kindheit auf dem Bauernhof vor allem durch Arbeit und Religion bestimmt ist, wächst der Nachwuchs im Arbeitermilieu vergleichsweise unbefangen auf. Hier kann selbst über die Gestaltung der Freizeit entschieden werden und auch der sonntägliche Besuch der heiligen Messe, sowie das Beichten beruhen auf freier Entscheidung. (Vgl. ST 80)

5.5. Religion

In der von Innerhofer beschriebenen bäuerlichen Bevölkerung spielt der Glaube, die Religion eine überaus gewichtige Rolle. Der sonntägliche Kirchengang ist für den Bauern und seine Familie sowie für alle Dienstboten Pflicht. Selbst wenn sehr viel Arbeit ansteht, wird die heilige Messe besucht.

Das Ausüben der Religion beschränkt sich jedoch nicht nur auf den Besuch des Gottesdienstes. Der Autor zeigt auch die Allgegenwärtigkeit von religiösen Symbolen und Bräuchen im Alltag auf. So ist sowohl im Bauernhaus als auch in der Hüterkammer auf der Alm ein Herrgottswinkel vorhanden (Vgl. ST 89, 94) und sogar die Stuten werden vor dem Almauftrieb mit Weihwasser besprengt (Vgl. ST 92). Personen, die gegen diese selbst auferlegte Frömmigkeit in der von Innerhofer beschriebenen bäuerlichen Gesellschaft verstoßen, werden geächtet und fallen „der bäuerlichen Bosheit“ (ST 28) zum Opfer.

Mitunter führt die tiefe Gläubigkeit dieser Bevölkerungsschicht auch noch zu anderen, etwas skurril anmutenden Handlungsweisen. So darf ein geweihter Tisch, welcher offensichtlich bei einem Kirchenumzug als Altar dienen soll, nicht an einem bestimmten Haus vorbeitransportiert werden, da dort ein Ungläubiger wohnt. (Vgl. ST 112)

Darüber hinaus gibt es noch einige Frauen, deren Frömmigkeit mehr als übertrieben erscheint, da ihr Glaube bereits Arbeitsvorgänge beeinträchtigt beziehungsweise in die Ordnung der Natur einzugreifen versucht:

Ihr Wahn ging manchmal so weit, daß sie bei leichteren Arbeiten plötzlich anfing, einen Rosenkranz vorzubeten, und die Dienstboten - insbesondere die Mägde - hätten nachbeten sollen, oder sie lief hinter dem Hahn her, um zu verhindern, daß der Hahn auf eine Henne sprang. (ST 24)

Wie ein roter Faden ziehen sich die kirchlichen Bräuche und Riten, die den Tages- und Wochenablauf bestimmen, durch den Roman. Mehrmaliges tägliches Beten, vor den Mahlzeiten, vor dem Zubettgehen sowie der Kirchengang am Sonntag, bestimmen das Leben. Dieser verordnete Glaube wird vor allem bei den Dienstboten nicht immer aus tiefer christlicher Überzeugung praktiziert.

Sie gingen ja nur in die Kirche, weil sie mußten, weil die Bauern sie sonst hätten verhungern lassen. Wer sich weigerte, am Sonntag in die Kirche zu gehen, wurde noch am selben Tag vom Hof gejagt. (ST 23)

Eine Passage von Schink in „Jugend als Krankheit?“ verdeutlicht in markanter Weise Innerhofers Darstellung von Kirche und Religion:

Die Priester erscheinen im ersten Roman Innerhofers als Menschen, die überkommene Strukturen einer veralteten Amtskirche weiter stützen wollen. Damit dienen sie innerhalb des Dorfes den Herrschenden und Besitzern und richten sich in ihrem Verhalten indirekt gegen die von den mächtigen und reichen Bauern abhängigen Dienstboten und Leibeigenen.⁷⁷

Darüber hinaus stellt Innerhofer Priester und Bauern als Menschen dar, die zwar von außen als tiefgläubig, die christlichen Werte als höchstes Gut erachtend scheinen, weist aber im Laufe von „Schöne Tage“ immer wieder auf deren Scheinheiligkeit hin. Der Pfarrer, der „seine Tage mit den ungläubigsten Dorfbewohnern in den Wirtshäusern verbrachte“ (ST 27) und der Bauer, der beim Rosenkranzbeten schummelt um schneller fertig zu sein (Vgl. ST 160), sind nur einige Beispiele.

In Bezug auf den Priester bekommt der Leser, die Leserin den Eindruck, dass er „eher zum Richten und Verurteilen als zum Helfen bestimmt schein[t].“⁷⁸

Diese Scheinheiligkeit tritt besonders krass zu Tage als einer der Dienstboten stirbt. Sofort bricht eine Diskussion über den Aufbewahrungsort und die Begräbniskosten los⁷⁹. Hier zeigt sich deutlich, dass in der von Innerhofer beschriebenen bäuerlichen Gesellschaft dem christlichen Prinzip der Nächstenliebe wenig Bedeutung beigemessen wird. Sobald zusätzlicher Aufwand oder Kosten entstehen, wird mit aller Kraft und notfalls fadenscheinigen Ausreden versucht diese zu umgehen.

Das verordnete Ausüben der Religion, das zwanghafte Besuchen der Heiligen Messe und Ablegen der Beichte, führt vor allem bei den Kindern und Jugendlichen dazu, dass sie nie zum richtigen Glauben finden. Als der Protagonist gemeinsam mit seinem Vater an das Kreuzifix am Friedhof kommt, „tat er, als bekreuzigte er sich und sagte dreimal Sauhund“ (ST 97).

⁷⁷ Schink, Helmut: Jugend als Krankheit? S. 167.

⁷⁸ Schink, Helmut: Jugend als Krankheit? S. 167.

⁷⁹ Vgl. Kap. 5.3. Lebensumstände der Dienstboten, S. 42.

Der Autor zeigt in seinem Roman auch auf, wie die Religion als Deckmantel missbraucht wird, um die eigene Stellung, das Ansehen in der dörflichen Gesellschaft zu präsentieren beziehungsweise zu steigern. Die eigene Kirchenbank ist für Großbauern eine Selbstverständlichkeit. Die Fahne, die von den Knechten während der Umzüge getragen wird, muss nach Möglichkeit größer und schwerer als die der anderen Bauern sein (Vgl. ST 102).

Erst gegen Ende des Romans merkt der Leser, die Leserin eine Lockerung der strengen Religiosität. Es kommt zu einer Verschiebung der Prioritäten. „Kirchengehen war nur mehr wichtig, wenn keine Arbeit war“ (ST 181).

6. Die arbeitende Welt in Wolfgrubers „Herrenjahre“

6.1. Hierarchische Strukturen

Wolfgruber beschreibt in „Herrenjahre“ eine Arbeitswelt, die durch strenge hierarchische Verhältnisse gekennzeichnet ist. Jeder Arbeiter hat in dieser Welt, in der Arbeitsstätte, seinen ihm zugeteilten fixen Platz, an den auch bestimmte Erwartungen, wie etwa Loyalität gegenüber dem Vorgesetzten, gebunden sind. Ein Aufstieg in der Hierarchie ist beinahe unmöglich.

Im kleinen Tischlereibetrieb hat der Chef alleine die Verantwortung, die Aufsicht und die Übersicht über die Arbeitsmoral und die Produktivität seiner Mitarbeiter. Es gibt keine zusätzliche Kontrollinstanz. Der Tischlermeister wird von Wolfgruber als Chef beschrieben, der sich seinen Mitarbeitern gegenüber erhaben fühlt und sie seine Überlegenheit spüren lässt. Er ist der Eigentümer seines Betriebes, seiner Firma. Er ist der Boss. Als Vorgesetzter steht er an oberster Stelle, an der Spitze der Hierarchie. Der Tischlermeister nimmt diese Funktion als solche voll und ganz wahr und beansprucht sie. Er ist zwar oft in der Werkstatt präsent, am Arbeitsprozess, an der Produktion selbst, der Möbelherstellung, beteiligt er sich nicht. (Vgl. H 10) Die menschliche Seite seiner Mitarbeiter interessiert ihn nicht. Er sieht in ihnen nur die Untergebenen als Mittel zum Zweck, die seine Arbeitsaufträge zum Wohle der Firma zu erledigen haben.

Sozialen Kontakt zu ihm gibt es praktisch keinen. Auch Würdigung oder Anerkennung wird vom Autor nicht einmal im Geringsten erwähnt. Der Begriff Mitarbeitermotivation ist dem Chef fremd. Er zeigt seinen autoritären Führungsstil, demonstriert seine Machtposition ständig und sooft er nur kann, wie folgende Passage zeigt:

Aber auch wenn der Gabmann nicht mehr selber zugriff, so lief er doch, und vor allem zu nicht vorausberechenbaren Zeitpunkten, in der Werkstatt herum, schaffte an, teilte Arbeit zu, stauchte die Lehrlinge zusammen, kontrollierte die fertigen Stücke, kam dabei alle Augenblicke außer sich, Lob hatte er nie, ständig hätte alles schon gestern fertig sein sollen, [...] (H 10)

Widersprechen, widersetzen darf man sich dem Chef nicht. Dies wird nicht geduldet, würde unliebsame Konsequenzen wie die Kündigung zur Folge haben. Nur das Wort des Tischlermeisters zählt, hat Gewicht. Die Mitarbeiter müssen seinen Anweisungen

Folge leisten. Langjährigen Arbeitskräften wird jedoch das Recht zugestanden, gewisse Kritik zu üben und ihren Unmut zu äußern. (Vgl. H 152) Dies ändert aber nichts an der Tatsache, dass die Entscheidungen des Chefs unangefochten zu respektieren und auszuführen sind. Die Macht des Firmeninhabers steht jedoch auf wackeligen Beinen, ist an seine physische Anwesenheit gebunden. Sobald er die Werkstatt verlässt und er nicht mehr präsent ist, schwindet seine Autorität. Sie geht verloren, existiert nicht mehr. Die Tischlergesellen beginnen die offiziellen Aufträge beiseite zu schieben, zu vernachlässigen und wenden sich ihren persönlichen Interessen, Möbelstücke für den Eigenbedarf herzustellen, zu. Es stellt sich die Frage, ob der Tischlereibesitzer dies nicht merkt, mit der Führung des Betriebes überfordert beziehungsweise überlastet ist.

Keiner der Arbeitskollegen kommt auf die Idee dieses Vorgehen als unrechtmäßig einzustufen, es zu verurteilen oder dem Tischlermeister zu melden. (Vgl. H 89) Sie denken kollegial in ihrer Hierarchieebene:

[...] der Gabmann [der Chef] ist gegen alle, da kennt er keinen Unterschied; daß alle für ihn sind, kommt nur in seiner Buchhaltung heraus. [...] Melzer hat daher nicht viel Schwierigkeiten mit der Eigenproduktion von Möbelteilen [...] wenn der Gabmann wegfährt, arbeitet Melzer zwischendurch für sich selber, macht, was er zu Hause nicht machen kann, weil ihm die Maschinen fehlen, und keiner fragt lang, höchstens, was es werden soll, keiner kommt auf den Gedanken, da etwas nicht in Ordnung zu finden. Es ist eine Art Gewohnheitsfaustrecht: jeder stiehlt, wo er kann, und wenss bloß die eigene Arbeit ist. Und die paar, die sich nicht trauen, haben dann wenigstens nichts gesehen. Wenss einen Rolls-Royce aus Holz geben tät, sagt Melzer, hätten wir schon alle einen, einen Riesenschlitten, in der Bude gemacht, [...] (H 89)

Es hat den Anschein, der Autor umschreibt in dieser Passage mit eigenen Worten eine nicht legale Nebentätigkeit der Gesellen während der offiziellen Arbeitszeit, die umgangssprachlich als „Pfuschen“ bezeichnet wird. Wolfgruber vermeidet diese Formulierung in der genannten Stelle wahrscheinlich bewusst.

Innerhalb der Kollegenschaft ist keine Rangordnung zu erkennen. Alle Gesellen sind gleichgestellt. Sie sind gleichgestellt den Lohn und die Arbeitslast betreffend. Unabhängig vom Alter und der Dauer der Betriebszugehörigkeit erledigt jeder Arbeiter die ihm aufgetragen Tätigkeiten.

Die Verhältnisse unter den Arbeitskollegen werden von Wolfgruber als grundsätzlich freundschaftlich, kameradschaftlich beschrieben. Während der arbeitsfreien Zeit, in den Pausen als zusammengesessen und über Privates gesprochen wird, zeigt sich

jedoch ein gewisses Imponiergehabe. Jeder Arbeiter versucht seine eigenen Stärken in den Vordergrund zu stellen, sich als der Beste zu positionieren und sich den anderen gegenüber erhaben zu fühlen. Jede Kleinigkeit, jede scheinbare Schwachstelle eines Kollegen bietet Angriffsfläche für Neckereien, die mitunter sogar zu Spott, zu Erniedrigungen und zu Beleidigungen ausarten können.

Diese Art der Gehässigkeit verdeutlicht Wolfgruber in folgender Passage als der Protagonist abwertende Kommentare über seine neue Freundin in Kauf nehmen muss. Hier zeigt sich das eben beschriebene gruppenspezifische Verhalten explizit:

Von deiner neuen Katz, sagt der Jeschko, reden wir, da hast ja wieder einen besonders guten Griff gemacht. Aber einen Griff in den Arsch, sagt der Matuschek, oder? Sowieso, sagt der Jeschko, die ist ja richtig zum Abgewöhnen. [...] Die ist ihm mir scheint selber zu schiach, weil er nichts sagt, lacht der Rahner und zieht mit beiden Zeigefingern den Mund auseinander und streckt die Zunge heraus, so hats ausgeschaut, sagt er. (H 46)

Auch nach der Geburt seines ersten Kindes, eines Mädchens, ist Bruno Melzer Zielscheibe von derben Scherzen.

Ein paar Arbeitskollegen haben gleich zu sticheln angefangen, bist eben doch zu schwach, um einen Buben zusammenzubringen, haben sie gesagt, und der Matuschek, der selber schon zwei Buben hatte, hat sich angetragen, ihm beim nächsten Mal auszuweichen. Für eine Kiste Bier, hat er gesagt, mach ich dir einen Buben, brauchst mir deine Alte nur einmal schicken. (H 102)

Der durch diese persönlichen Beleidigungen aufgestaute Ärger manifestiert sich in einem erhöhten Aggressionspotential. Der Unmut und die Verärgerung, die Wut, die Erbostheit und Erzürntheit offenbaren sich verstärkt am Verhalten gegenüber den Untersten in der Firmenhierarchie, den Lehrlingen. Vollkommen schuldlos müssen sie den Groll und den Missmut sowie die Übellaunigkeit der Gesellen über sich ergehen lassen. Sie sind machtlos, können sich nicht wehren: „Guten Morgen, sagt der Lehrling, und Melzer bellt ihn an, Schraubzwingen hättest auch schon herrichten können, was hast denn eigentlich im Schädel?“ (H 47) Außerdem werden den Lehrbuben nicht fachspezifische Tätigkeiten, zu denen sich die Höherrangigen, die Gesellen, nicht herablassen wollen, aufgetragen. Hierzu zählt das Zusammenkehren der Werkstatt (Vgl. H 183-184) oder das Holen von Getränken für die Arbeitskollegen (Vgl. H 48).

Unerwartete Veränderungen, Umstrukturierungen in der Hierarchie, wie die Beförderung eines Mitarbeiters zum „Werkmeister“ (H 169), zum „Aufpasser“ (H 169), plötzlich steht einer „aus ihren eigenen Reihen“ (H 169) als Vorgesetzter über ihnen, wirken sich negativ auf das Arbeitsklima aus. (Vgl. H 169) Als Leser, Leserin erscheint einem dieser Schritt des Chefs äußerst notwendig, um die Effizienz, die Wirtschaftlichkeit des Betriebes sowie die Produktivität und Zuverlässigkeit seiner Mitarbeiter zu heben. Nur widerwillig wird diese hierarchische Änderung angenommen. Dies zeigt Wolfgruber besonders anhand seines Protagonisten Bruno Melzer. Er kann mit dieser massiven Einschränkung seiner beruflichen Freiheit überhaupt nicht umgehen. Melzer wehrt sich, will und kann es nicht akzeptieren plötzlich von einem Zwischenvorgesetzten Arbeitsaufträge zu erhalten und ausführen zu müssen. Der Tischlergeselle Melzer ist in seinem Stolz gekränkt und widerspricht seinem neuen Vorgesetzten partout. Die Auseinandersetzung wird zu einem Machspiel, welches in einer Zurechtweisung Melzers durch den Tischlereibesitzer gipfelt und schließlich zum Auslöser für seine berufliche Veränderung wird. (Vgl. H 169-178)

Ein anderes, klareres, strikteres Bild der Autoritätsverhältnisse im Arbeitsalltag manifestiert sich als Wolfgrubers Protagonist die Stelle eines Akkordarbeiters in einer Möbelfabrik annimmt. Die streng abgestufte hierarchische Struktur wird bereits beim Einstellungsgespräch im Raum des Personalchefs deutlich. Während dieses Büro als „sehr schönes Zimmer“ (H 179), das „eigentlich garkein Büro“ (H 179) ist, dargestellt wird, muss der Bewerber auf einem Sessel Platz nehmen, „der so einfach, so gewöhnlich war, daß er garnicht zur übrigen Einrichtung paßte“ (H 179). Die Chefetage schwelgt im Luxus und stellt diesen öffentlich zur Schau. Der einfachen Arbeitskraft hingegen wird bereits beim ersten Betreten des Fabrikgebäudes klargemacht, dass sie nur eine Ameise, ein winzig kleines Rädchen im System ist, das jederzeit nach Belieben ausgetauscht werden kann.

Die Vorgesetzten, die Oberen, werden von Wolfgruber als eingebildet, auf die Fließbandarbeiter herabschauend, beschrieben. Sie versuchen den direkten Kontakt mit der Arbeiterklasse auf ein Minimum zu reduzieren. Selbst neu eingestellte Arbeitskräfte bekommen sofort diese Anonymität, die Distanz und Kälte zu spüren, werden nur mit den nötigsten Informationen versorgt.

Der Betriebsrat, der ihn in Empfang genommen hatte, nachdem Melzer sich beim Betriebsleiter melden gewesen war, hat ihm wortlos beim Umziehen zugeschaut. [...] Melzer hat fragen wollen, woher der Geruch kommt, aber der Betriebsrat hat ein Gesicht gemacht, als wolle er auf keinen Fall angedet werden. Der an die Hallendecke geklebte Glaskobel, in dem der Herr Winter, der Abteilungsleiter, hätte sein sollen, ist leer gewesen, wartst eben da, bis er kommt, hat der Betriebsrat gesagt und ist verschwunden. [...] und dann hat das Telefon am Tisch zu läuten angefangen, und Melzer ist einen Schritt darauf zugegangen, hat sich aber nicht abheben getraut, das Telefon hat ununterbrochen ganz schrill geläutet, und Melzer ist immer unruhiger geworden, und gerade als das Telefon aufgehört hat, ist der Abteilungsleiter die Stufen heraufgerannt gekommen. Was hebens denn nicht ab, wenns schon dastehen, hat ihn der Herr Winter gefragt und verständnislos den Kopf geschüttelt. (H 184-186)

Anders als im Tischlereibetrieb, wo die Arbeitskräfte zumindest in Abwesenheit des Vorgesetzten, des Chefs, ihr Arbeitstempo selbst bestimmen, werden die Fließbandarbeiter in der Fabrik ständig vom „Ausguck“ (H 187), vom „Wachturm“ (H 187) beobachtet.

Dem Neuling wird keine Einarbeitungsphase beziehungsweise Eingewöhnungszeit zugestanden. Sobald er am ersten Tag die Fabrikhalle betritt, hat er zu funktionieren, die volle Arbeitsleistung zu erbringen. Fehler sind nicht gestattet, werden nicht geduldet. Sie resultieren in Zurechtweisungen, in Form harscher Befehlstöne von oben. Für persönliche Befindlichkeiten gibt es keinerlei Berücksichtigung. Sie sind am Fabriktor abzugeben. Der Mensch, zu körperlichen Höchstleistungen getrieben, wird nur als Arbeitskraft gesehen. Der Arbeiter ist gefangen in der Hierarchie, gefesselt an das Fließband. Die immer gleichbleibende, monotone Tätigkeit wird aber schnell akzeptiert. Motivation ist die Akkordprämie. Melzer verdient zwar mehr, steigt jedoch in der Hierarchie nicht auf. Bei genauerer Betrachtung wird klar, dass dieser Wechsel des Arbeitsplatzes eigentlich einen Abstieg bedeutet. Er gibt seine Facharbeiterstelle als Tischlergeselle für eine Fließbandtätigkeit, die einer Hilfsarbeiterposition gleichkommt, auf. Denn „was er als Tischler je gelernt hat, braucht er bei dieser Akkordarbeit eigentlich nicht mehr“⁸⁰.

Die Autorität der Firmenleitung beginnt und endet beim Fabriktor. Kontrolle ist allgegenwärtig. „Die Arbeitszeit wird mittels Stechuhur kontrolliert, die Leistung durch

⁸⁰ Beer, Otto F.: Das Grau des Alltags. In: Der Tagesspiegel. Unabhängige Berliner Morgenzeitung, 30.1.1977.

die Stückzahl.“⁸¹ Das Vertrauen in der Fabrik der Arbeiterschaft gegenüber ist auf ein Minimum reduziert, eigentlich nicht vorhanden. Die Beschäftigten werden als Diebsgesindel hingestellt. Kontrolliert wird, wie bereits erwähnt, während der gesamten Arbeitszeit sowie beim Verlassen des Firmengeländes. Tägliche, stichprobenartige Kontrollen der Arbeiter am Fabriktor versuchen das Entwenden von Firmeneigentum so gut wie möglich zu unterbinden (Vgl. H 286). Der Chef der Tischlerei hingegen konnte seiner Kontrollfunktion nicht zur Gänze nachkommen. Er wurde von den Gesellen hintergangen und bestohlen.

Die Hierarchie innerhalb der Familie des Arbeiters Bruno Melzer wird vom Autor als ambivalent beschrieben. Der Vater, das uneingeschränkte Familienoberhaupt, bestimmt, obwohl selten zu Hause, dass der Sohn Tischler wird. Diese Entscheidung ist unumstößlich. (Vgl. H 6-7) Der Mutter gegenüber fühlt sich der Protagonist während seiner Lehrzeit als „eigener Herr“ (H 9). Statt sie zu achten und zu respektieren, wird die Mutter als ein „gut funktionierender Diensthote“ (H 111) gesehen. Hier zeigt sich dem Leser, der Leserin klar und deutlich, wie die Hierarchie der Arbeitswelt ihren Schatten auf das Privatleben wirft. Da sich der Protagonist im Beruf der Autorität des Chefs beugen, den Befehlen des Tischlermeisters Folge leisten muss, keine Aufstiegschancen sieht, „nichts werden kann, was [er] nicht schon ist“ (H 89), versucht er zumindest zu Hause sein eigener Chef zu sein. Er stellt sich in der Hierarchie über seine Mutter, behandelt sie wie eine Untergebene, wie eine Dienstmagd, die „ihm gar nichts zu sagen habe“ (H 68):

Wo hast denn schon wieder den Aschenbecher hin, fragt Melzer, und die Mutter steht auf und geht zur Abwasch hinüber. [...] Na gib den Aschenbecher schon her, sagt Melzer heftig. (H 39)

Dennoch stellt die Mutter für den Arbeiter Melzer trotz seines zum Teil patriarchalischen Gehabes zumindest in gewissen Situationen eine Autoritätsperson dar. Sie interveniert zuerst gegen die in Scheidung lebende Freundin Brunos, „[d]ie kommt mir nicht ins Haus“ (H 24), schafft es ihren Sohn zu einer „anständige[n] Hochzeit“ (H 57) zu überreden und weist ihn als sie von seiner Affäre erfährt auf das Schärfste zurecht: „Daß er gar keinen Genierer kennt, [...]“ (H 264).

⁸¹ Tacha, Manfred: Entfremdete Arbeit – zerstörte Person, S. 70.

Auch das Zusammenleben zweier Generationen unter einem Dach in einer kleinen Doppelhaushälfte in einer Arbeitersiedlung wird von Gernot Wolfgruber als alles andere als einfach und sehr nervenaufreibend für die Beteiligten beschrieben. Auf der einen Seite das junge, frisch vermählte Ehepaar ohne Geld für eine eigene Wohnung, auf der anderen Seite die Mutter, die es nicht schafft, sich mit den Ansichten und Gewohnheiten der jüngeren Generation zu arrangieren und sich weigert „ihre Küche“ (H 74) der Schwiegertochter zu überlassen. „Maria darf [...] Handreichungen machen, die Mutter bestimmt was gegessen wird, von den Rezepten, die Maria aus der Illustrierten hat und ausprobieren möchte, hält die Mutter nichts, [...]“ (H 74). Sie hat Angst, den Einfluss auf ihrem Sohn vollends zu verlieren, von ihm nicht mehr gebraucht zu werden.

Sie kann auch mit den „neumodische[n] Ansichten [der Schwiegertochter] (so neue Tanz, so blöde)“ (H 110) nichts anfangen. Dies führt zu zahlreichen Auseinandersetzungen und Streitereien zwischen der Mutter des Protagonisten und seiner Frau Maria.

Der Ältere unter mehreren Geschwistern zu sein, bedeutet automatisch in der Familienhierarchie eine höhere Position innezuhaben. Als die Mutter aufgrund ihrer Krankheit ans Bett gefesselt ist, übernimmt Wolfgrubers Protagonist die Verantwortung als Familienoberhaupt, zeigt patriarchalisches Verhalten und demonstriert seine Macht. Der jüngste Bruder wird nachdem er seine Schulaufgaben unzureichend erledigt hat, von Melzer „blutig“ (H 236) geschlagen und muss später auch gegen seinen Willen bei der Neugestaltung des Hauses mithelfen. „Er wollte zwar nicht, wäre lieber mit Freunden herumgezogen, aber Melzer machte ihm schnell klar, was er wollen durfte.“ (H 285)

Wolfgruber beschreibt auch das soziale Umfeld der Arbeiter. Die Arbeiterschaft bildet die breite Masse, die Basis der Gesellschaft. Sie ist den sogenannten „Besseren“ (H 11) untergeordnet, in der gesellschaftlichen Hierarchie wenig wert, kaum angesehen. Ein Aufstieg im gesellschaftlichen Leben ist so gut wie nicht möglich. Ein Arbeiter ist und bleibt ein Arbeiter. Den „Besseren“ (H 11) wird Groll und Unverständnis entgegengebracht, denn sie erhalten diverse Vergünstigungen und werden bevorzugt. Dies manifestiert sich beim Arztbesuch, in Begleitung des Chefs wird der Protagonist sofort behandelt (Vgl. H 155), bei der Hochzeitsgesellschaft im Lokal, „um sieben habe der Anhängerklub des Fußballvereins eine Sitzung“ (H 66)

sowie bei der Auswahl des Lebenspartners, „*Melzer war nicht gut genug für Maria*“ (H 41).

Im öffentlichen Leben wird der Arbeiter gegenüber anderen Berufsgruppen offensichtlich benachteiligt. Die übrigen Gesellschaftsschichten treten der Arbeiterschaft gegenüber herablassend auf, schauen auf sie herab und sehen in ihr nur die „Baraber“ (H 12). Die Arbeiter werden zum Teil wie Dinge behandelt, über sie wird in der dritten Person, „von Ihnen ist der also“ (H 155), gesprochen.

Für Mitglieder der Arbeiterklasse ist das Billigste und Primitivste genau richtig. Bei den einfachen Leuten wird an allen Ecken und Enden gespart. So stammt das Glockengeläut beim Begräbnis der toten Mutter des Protagonisten von einer Tonbandaufnahme, „während bei den besseren Toten gleich alle zwei Kirchen des Ortes läuteten.“ (H 283)

6.2. Der Arbeiter Bruno Melzer

Wolfgruber beschreibt seinen Protagonisten in „Herrenjahre“ als Menschen, der im Allgemeinen unzufrieden ist mit seinem Leben und vor allem mit seinem gesellschaftlichen Status als Mitglied der Arbeiterklasse.

Er verkörpert eine Person des Arbeitermilieus, die sich selbst in den Vordergrund stellt und keine Fehler einsieht. Die Meinung anderer interessiert ihn nicht, wie folgendes Zitat aus dem Roman verdeutlicht: „Autriche trois de luxe, sagt er. Aber man spricht anders aus, sagt sie, lüx, sagt man und nicht lux. Das ist mir wurscht, sagt er, wie mans ausspricht, mir ist das wurscht.“ (H 32) Der Protagonist fühlt sich sofort angegriffen und hat das Gefühl sich für seine mangelnde Allgemeinbildung mit dem Deckmantel der Gleichgültigkeit überspielen zu müssen.

Nach Beendigung seiner Lehrzeit ist Bruno Melzer der Meinung, dass nun seine „Herrenjahre“ beginnen, doch der Autor schildert diesen Lebensabschnitt seines Protagonisten, „diese „Herrenjahre“, [...] [als] Sklavenjahre“⁸². Der Tischlergeselle ist unzufrieden mit seinem Job, mit seiner Arbeit. Um den Alltag im Tischlereibetrieb, in der Firma, für ihn erträglicher zu gestalten, flüchtet er sooft wie nur irgendwie möglich vor seiner Beschäftigung. Er teilt den Arbeitstag in Etappen ein, geht „jede Stunde für fünf Minuten aufs Klo“ (H 120). Es ist für ihn nur ein Hinarbeiten auf diese kurzen Unterbrechungen. Melzer will keinesfalls länger arbeiten als unbedingt notwendig, deshalb nutzt er jede Pause, jede Minute, die ihm irgendwie zusteht, zur Gänze aus.

Hier zeigt Wolfgruber deutlich das fehlende Verantwortungsbewusstsein, die fehlende Identifikation mit dem Beruf. Gearbeitet wird nur des Geldes wegen, um die Familie zu ernähren, um sich etwas leisten zu können. Aufstiegschancen sowie finanzielle Anreize für besondere Tüchtigkeit existieren im Tischlereibetrieb nicht. Egal ob der Tischler gut oder schlecht, schnell oder langsam arbeitet, bezahlt wird immer der Mindestlohn (Vgl. H 9).

Bei der Fließbandarbeit in der Fabrik sind die stündlichen Unterbrechungen natürlich nicht möglich. Hier sucht der Protagonist Ablenkung und Zerstreuung in Tagträumen und Illusionen. Er stellt sich eine schönere, bessere Existenz vor (Vgl. H 244-245).

⁸² Roßmann, Andreas: Auf Lehrjahre folgen keine Herrenjahre. In: Heidelberger Tageblatt, 2.11.1977.

Andererseits zeigt er Ängste, das Leben könnte „draußen [vergehen], während er herinnen in der Bude seine Stunden herunterdient“ (H 15). Sein sehnlichster Wunsch, die Arbeitstag möge schnell zu Ende sein, scheint ständig präsent, denn „das Leben fängt ja ohnedies erst nach der Arbeit an“ (H 10).

Auch außerhalb des Arbeitsalltags präsentiert Wolfgruber das monotone Leben der Hauptfigur. Gefangen im Alltagstrott vergeht Tag für Tag, Woche für Woche, Jahr für Jahr.

Selbst die Fließbandarbeit, die er anfangs als „Leuteschinderei“ (H 191) schimpft, akzeptiert er relativ schnell. Er nimmt sie bald als selbstverständlich hin und findet sich in seiner eintönigen Welt wieder, einer Welt, die ihm aus seiner Sicht keine absoluten Highlights bietet. Höhepunkte, wie die Geburt seiner Kinder, werden als solche nicht wahrgenommen, erscheinen für Wolfgrubers Protagonisten als beinahe bedeutungslos.

Abgestumpft durch den Arbeitstrott und unzufrieden mit seiner familiären Situation, „er hat einfach die Falsche [Frau] erwischt“ (H 127-128), schreitet er durchs Leben. Da erscheint es dem Leser, der Leserin auch nicht weiter verwunderlich, dass Vorkommnisse, wie ein Autounfall, für Melzer etwas Weltbewegendes darstellen. Ein derartiges Ereignis bedeutet für den Arbeiter „das größte Abenteuer seines Lebens“ (H 116) und füllt deshalb ein ganzes Fotoalbum. Solche Geschehnisse teilt er gerne seinem Umfeld mit. Sie bieten ihm die Chance im Mittelpunkt zu stehen und befriedigen das unbedingte Bedürfnis nach Aufmerksamkeit. (Vgl. H 115-117)

Darüber hinaus zeigt sich der Protagonist als leichtgläubig und naiv. Er versucht es einem seiner Arbeitskollegen nachzumachen und in absehbarer Zeit ebenso einen Zwölfer im Fußballtoto zu erreichen. Melzer ist überzeugt, das Totospielen durch aufmerksames Verfolgen von Sportsendungen erlernen zu können und „hat den Totozwölfer fest in seine Zukunft eingeplant“ (H 138).

Am meisten freut sich der Protagonist auf den Freitagabend (Vgl. H 75). Zu dieser Zeit ist die für ihn belastende Arbeit endlich vorbei. Das ganze Wochenende liegt vor ihm, der Zwang als Untergebener nach den Vorgaben der Obrigkeit, des Chefs, funktionieren zu müssen, kann jetzt beiseite geschoben werden. Der herbeigesehnte Herrenabend steht an. Hier brechen für Melzer alle „Dämme“. Er lässt seinen

Gefühlen und seinen Trieben freien Lauf, denkt alles nachholen zu müssen, was er zu Hause zu versäumen glaubt. Er lebt sich aus, betrinkt sich und betrügt immer wieder seine Frau. Der Protagonist will frei sein, frei sein für eine Nacht. Dem Leser, der Leserin erscheint dies wie eine Realitätsflucht, eine Flucht, der er sich nicht entziehen kann, nicht entziehen will. Selbst am Tag seiner Hochzeit hält ihn nichts zu Hause bei seiner Braut. Er muss ins Wirtshaus (Vgl. H 68).

Bruno Melzer wird als Arbeiter ohne Manieren dargestellt. Sein Verhalten erscheint als rüpelhaft, ja manchmal sogar als unzivilisiert. Frei von Hemmungen legt er Verhaltensweisen an den Tag und gibt Kommentare von sich, die zumindest in der Öffentlichkeit als nicht angebracht erscheinen. So äußert er sich bei seiner eigenen Hochzeitstafel mit „der Ritter sprach zu seinen Knappen, sauffs den Wein und halts die Pappen“ (H 60). Bier trinken, rülpsen und dummes Geschwätz, so könnte man die tagtäglichen Jausenpausen in den feuchtfröhlichen Runden unter den Arbeitskollegen in der „Bude“ (H 141) zusammenfassen. Sein unangemessenes Verhalten zeigt sich auch im Privatleben, im Kreis von Familie und Freunden. Zurückhaltung ist ihm fremd. Wenig beeindruckt durch Zurechtweisungen provoziert Melzer seine Frau sogar damit (Vgl. H 87).

Ungehobelt wie die Bretter in der Tischlerei, bevor sie zu verschiedenen Möbelstücken verarbeitet werden, präsentiert sich Melzer immer wieder, tritt er seiner Ehefrau gegenüber, verhält er sich auch nach der Geburt seiner Tochter. Er vergleicht den Fußabdruck seines neugeborenen Kindes mit einer „Verbrecherkartei“ (H 104). Empathie ist ihm fremd. Er verschwendet keinerlei Gedanken inwiefern sein Verhalten, seine Aussagen auf andere verletzend wirken könnten.

Zu Hause, in den eigenen vier Wänden, ist Wolfgrubers Protagonist ein „Macho“. Er lässt sich bedienen, umsorgen und verwöhnen, das Essen servieren (Vgl. H 139-140). Kindererziehung interessiert ihn nicht. Dafür ist er nicht zuständig. Dies ist Sache seiner Frau.

Die Tätigkeiten im Haushalt sind „Melzers damaligem Bewußtseinsstand entsprechend – keine richtige Arbeit, und damit weder Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit noch besonderer Wertschätzung“.⁸³

Erst als es seiner Frau schlecht geht, nimmt er nach und nach die Haushaltspflichten wahr, merkt er, dass die von ihm belächelte Hausarbeit und Kindererziehung in Wirklichkeit sehr anspruchsvoll ist. (Vgl. H 318)

Der übermäßige Konsum von Alkohol des Protagonisten, zumeist Bier, ist im Verlauf von „Herrenjahre“ sehr präsent. Der Gerstensaft scheint in gewisser Weise sogar sein Lebenselixier zu sein, worauf Melzer nicht verzichten kann. Selbst auf seiner eigenen Hochzeit verlangt er sofort nach diesem alkoholischen Getränk (Vgl. H 59).

In der Arbeit ist Bruno Melzer ein kleines Rädchen, das ordnungsgemäß zu funktionieren hat, sich der Obrigkeit fügen, sich unterordnen muss. Der Ärger, die Unzufriedenheit mit der beruflichen Situation, äußert sich in aggressivem Verhalten am Arbeitsplatz, wird etwa am Werkzeug beziehungsweise den Möbelstücken ausgelassen (Vgl. H 171).

Melzer wird jedoch auch als Person dargestellt, die auf Dauer nicht die Motivation aufbringen kann etwas am Status quo zu verändern. Er lässt sich einfach treiben. Dies wird schon zu Beginn des Romans bei der Wahl des Berufes deutlich. Tischler zu werden war nicht seine eigene Entscheidung, sondern die des Vaters, die aus Mangel an Alternativen stillschweigend akzeptiert wurde. (Vgl. H 6)

Darüber hinaus zeigt sich dies ebenfalls bei Melzers begonnener Ausbildung zum Tischlermeister. Zu Beginn ist er Feuer und Flamme, studiert sogar während des Abendessens das „»Studienhandbuch«“. (Vgl. H 199) Doch schon nach sehr kurzer Zeit lässt seine Motivation, bedingt durch die lange Ausbildungsdauer und keine Aussicht auf baldige Lohnaufbesserung, sehr nach.

Lieber geht er „pfuschen“ und verwirklicht seinen Wunsch, ein eigenes Haus zu bauen, mit der Do-it-yourself-Methode. Hier zeigen sich Parallelen zur realen Welt. Dem Arbeiter, dem sogenannten kleinen Mann, dem die finanziellen Mittel nicht im Überfluss zur Verfügung stehen, ist es möglich seine Träume durch zusätzliche Tätigkeiten außerhalb der regulären Arbeit zu verwirklichen.

⁸³ Tacha, Manfred: Entfremdete Arbeit – zerstörte Person, S. 72.

Von den sogenannten „Besseren“, wie etwa dem Arzt, wird den Arbeitern Faulheit beziehungsweise Freude über krankheitsbedingte Arbeitsunfähigkeit unterstellt (Vgl. H 155-156). Dies begünstigt den Groll der Arbeiter gegenüber den „Besseren“, den Leuten auf der Sonnenseite des Lebens ebenso, wie die regelmäßigen Kontrollen der Fabrikarbeiter um das Entwenden von Firmeneigentum zu unterbinden⁸⁴ (Vgl. H 286-287).

Auch innerhalb der Arbeiterschaft kommt es immer wieder zu Reibereien. Mobbing unter den Arbeitskollegen, „Salz in Wunden streuen“, Angeberei und Prahlerei lassen im Einzelnen Befriedigung aufkommen, stärken das Selbstwertgefühl. Beliebte Angriffspunkte bieten das Privatleben und die Familien der Kollegen.⁸⁵ Bruno Melzers Lebensphilosophie wird zu Beginn, in den ersten Zeilen des Romans, noch als sehr optimistisch dargestellt:

[...] jeder [habe] *seinen* Zug [...], und worauf es ankomme, sei nur, rechtzeitig einzusteigen, ihn nicht zu verpassen, dann gehe es schon voran, dann ergäbe sich alles von selbst, weil es liege ohnedies alles am Zug, den man erwischt habe. (H 5)

Von diesem Zug, den er sich vorgestellt hat, seinen Idealen, ist am Ende von „Herrenjahre“ so gut wie nichts mehr übrig. Bruno Melzer ist zu einem herkömmlichen, ganz gewöhnlichen Fabrikarbeiter geworden. Er ist einer von vielen, einer, der in der Anonymität der breiten Masse der Arbeiterschaft gefangen ist.

⁸⁴ Vgl. Kap. 6.1. Hierarchische Strukturen, S. 55-56.

⁸⁵ Vgl. Kap. 6.1. Hierarchische Strukturen, S. 53.

6.3. Die Frau des Arbeiters

Aufgewachsen als Waisenkind bei einer Ziehmutter wird Maria, die Ehefrau des Protagonisten als untergeordnetes, unterwürfiges Wesen dargestellt. Ständig um das Wohl ihres Gatten, ihrer Familie besorgt, nimmt sie ihre Pflichten als Hausfrau und Mutter ernst. Auf die Hilfe, Unterstützung ihres Mannes, kann sie nicht zählen. Sie ist mit ihrer traditionellen Rolle als Ehefrau, Hausfrau und Mutter scheinbar zufrieden.

Die Gemahlin des Arbeiters fordert von ihrem Gatten keinerlei Unterstützung im Haushalt, selbst am Wochenende nicht. Hier wird ihm Zeit für sich, am Samstag Zeit für einen Besuch in der „Badeanstalt“ (Vgl. H 122) und am Sonntag Vormittag der Wirtshausbesuch gewährt. Die Gattin hingegen steht hinter dem Herd und bereitet das Mittagessen zu (Vgl. H 123). Es gibt keinerlei Ausbruchsversuche aus der traditionellen Rolle. Während sie als junge Frau noch einer beruflichen Tätigkeit nachgeht und ihr eigenes Geld verdient, fällt sie mit der Geburt des ersten Kindes in die vollkommene finanzielle Abhängigkeit ihres Ehemannes. Nie wird der Wunsch geäußert, wieder in diese alte, unabhängige Position zurückzukehren, eine Tätigkeit auszuüben und eigenes Geld zu besitzen.

Die Bilder des Ernährers, der das Geld nach Hause bringt, und der Hausfrau, die das Leben ihres hart arbeitenden Gatten so angenehm wie möglich zu gestalten versucht, sind scheinbar fest in ihrem Kopf verankert.

Über die finanziellen Verhältnisse ihres Mannes weiß die Ehefrau offiziell nicht einmal Bescheid. Ihre Schwiegermutter setzte sie irgendwann davon in Kenntnis. Maria fragt auch nicht nach, denn jeden Freitag bekommt sie von ihrem Mann das Wirtschaftsgeld für die kommende Woche ausgehändigt. (Vgl. H 73) Davon „spart sie [ein wenig] für ein Weihnachtsgeschenk für Melzer.“ (H 74) Geld für ihre persönlichen Bedürfnisse erhält sie keines, braucht sie auch nicht, denn ihr Leben beschränkt sich größtenteils auf die eigenen vier Wände. Lediglich am Wochenende werden Verwandtschafts- und Freundesbesuche oder kurze Ausflüge unternommen. (Vgl. H 122-123)

Rund um die Uhr, von früh bis spät, opfert sie sich für ihren Liebsten auf. Sie weckt ihren Mann jeden Morgen, bereitet das Frühstück (Vgl. H 248) und stellt zu Mittag, wenn er nach Hause kommt sofort das Essen auf den Tisch (Vgl. H 140). Gleichsam

wie ein Pascha lässt er sich von ihr bedienen, kommandiert er mit ihr herum: „Aschenbecher, sagt er, und Maria steht auf, holt ihn aus der Küche“ (H 140). Wie eine Dienstbotin im eigenen Haushalt folgt sie seinen Anweisungen, akzeptiert sie seine abfälligen Kommentare, „das [sind] keine eingebrannten Erdäpfel, sondern angebrannte.“ (H 140) Die Frau des Arbeiters scheint ihrem Gatten vollkommen untertänig zu sein, nimmt alles hin und begehrt nicht auf. Das Wohl des Ehemanns wird von Melzers Frau Maria über das eigene gestellt. Sie will ihrem Mann um jeden Preis gefallen. Die Gattin wäre sogar bereit ihre Gesundheit aufs Spiel zu setzen, denn mit einem „Loch im Hals“ (H 253) (nach der Entfernung des Kehlkopfes), könnte sie ihr Mann nicht mehr attraktiv beziehungsweise begehrenswert finden. Zeitweise hat es den Anschein, ihr Mann behandle sie wie ein Objekt, wie das Inventar der Wohnung oder die Möbelstücke, die Melzer in der Tischlerei fertigt. Keinerlei Wertschätzung, Dank oder Anerkennung hinsichtlich ihrer Tätigkeiten im Haushalt und der Kindererziehung werden ihr entgegengebracht. Erst als Marias Arbeitskraft aufgrund der schweren Krankheit merklich nachlässt „verlieren die „Handgriffe“ ihre Minderwertigkeit“.⁸⁶

Die Ehefrau widerspricht ihrem Gatten nur in den seltensten Fällen.

Maria hat es sich nicht nehmen lassen, gleich zu kochen anzufangen, und Melzer hat noch schnell vor dem Zusperrren der Geschäfte einkaufen fahren müssen. Maria hat Kartoffelsuppe und Schokoladepudding gemacht und Melzer hat ständig sagen müssen, daß es ihm wirklich schmeckt, daß es genausogut ist wie bei der Mutter. Wie daheim, hat Melzer gesagt, und Maria hat ihn sofort ausgebessert, daheim, hat sie gesagt, das ist jetzt da. (H 115)

Die Arbeitergattin duldet sehr viel. Sie duldet im gemeinsamen Haushalt mit der Schwiegermutter deren Ansichten und Autorität, duldet den Alkoholkonsum ihres Ehemannes, den Herrenabend und die Saufgelage im Wirtshaus. Auch wenn es hin und wieder zu Konflikten kommt, wird die Frau des Arbeiters als prinzipiell sehr gutgläubig dargestellt. Obwohl ihr Gemahl „prinzipiell allein“ (H 75) weggeht, ist sie nie misstrauisch und denkt keineswegs daran, dass er Liebschaften pflegen könnte.

Maria ist förmlich an ihren Mann gekettet, vollkommen auf ihn angewiesen. Außer Melzer hat sie niemanden. Durch ihre Eheschließung mit ihm, einem Durchschnittsmenschen, einem ganz normalen Arbeiter, hat sie sich in eine

⁸⁶ Tacha, Manfred: Entfremdete Arbeit – zerstörte Person, S. 72.

Abhängigkeit begeben, die für sie einen sozialen Abstieg darstellt. Allerdings kann sie sich mit den unangebrachten Manieren ihres Mannes überhaupt nicht identifizieren. Sein Benehmen entspricht nicht ihrer Erziehung, ihren Idealen, wie folgendes Zitat verdeutlicht:

Plötzlich ist ihm, nach einem Schluck aus dem Glas, ein Rülps hochgekommen, und Maria hat ihn angefahren, wenn sie wo auf Besuch seien, könne er wenigstens wissen, was sich gehört. Melzer ist dagesessen, ganz überrascht von ihrer Heftigkeit und eine Wut ist in ihm aufgestiegen, aber dann hat er zu grinsen angefangen, hat Luft in den Magen gedrückt und laut herausgerülps, so hat er gesagt, damit du mich nicht umsonst angebissen hast, das war jetzt ein ordentlicher Magenschas, der den Weg zum Arsch vergaß. Maria ist rot geworden, [...] (H 87)

Jedoch ist Maria ständig bemüht um ihren Gatten. Sie versucht ihn zu motivieren, aus seiner Lethargie etwas aufzurütteln. Die Ehefrau bringt ihren Mann dazu die Ausbildung zum Tischlermeister zu beginnen (Vgl. H 198) und manifestiert sich als treibende Kraft bei der Umsetzung des Lebenstraumes, dem Bau eines eigenen Hauses (Vgl. H 288).

6.4. Geld – materieller Besitz – Statussymbole

Die finanzielle Situation des Protagonisten in „Herrenjahre“ wird vom Autor als nicht immer einfach dargestellt. Melzer ist zwar nicht arm, „schwimmt“ jedoch auch nicht im Geld. Er muss sich genau überlegen wofür er seinen hart verdienten Lohn ausgibt. Ein Luxus, wie ein Urlaub am Meer, ist nicht möglich, denn das Urlaubsgeld ist schon fix für „Durchlauferhitzer und Dusche im Schrank“ (H 196) reserviert.

Urlaub, das bedeutete für ihn: nicht in der Bude arbeiten zu müssen, [...] hieß einfach, für sich zu arbeiten, oder wenn schon für jemand anderen, dann wenigstens für die eigene Tasche und nicht für die des Chefs. (H 195).

Wolfgruber beschreibt den Protagonisten als eine Person, die bestrebt ist, das Haushaltseinkommen zu steigern, mit dem Ziel, den Lebensstandard aufrecht zu erhalten beziehungsweise sogar zu verbessern. Er lässt sich sogar einen Teil seines Urlaubs ausbezahlen (Vgl. H 195) und wechselt unter anderem aufgrund besserer Verdienstmöglichkeiten durch Akkordarbeit in eine Möbelfabrik. Geld ist von maßgeblicher Bedeutung. Es notwendig für gewisse Annehmlichkeiten im Leben des Arbeiters, eines „Baraber[s]“ (H 12), für Kino- oder Lokalbesuche. Hierbei ist es besonders wichtig, viel zu konsumieren, „ein *guter Gast* zu sein“ (H 11). Der „Wohlstand“ wird öffentlich zur Schau gestellt. Die Wahl der Garderobe für den Herrenabend fällt auf den Anzug. Teure Getränke an der Bar in der Gegenwart von Frauen repräsentieren eine gepflegte Fassade, stellen in gewisser Weise seinen Lebensinhalt dar. (Vgl. H 11-12) Diese Flucht vor der Realität, dem harten und monotonen Arbeitsalltag, lassen Melzer für zumindest einige Stunden das Leben eines „Besseren“ kosten, ihn in die Welt eines Kinohelden eintauchen.

Den Alltag und seine Familie betreffend wird der Protagonist in „Herrenjahre“ als wirtschaftlich denkender Mensch beschrieben. Finanziell werden keine Risiken eingegangen. Als sich herausstellt, dass seine neue Freundin, der „Notnagel“ (H 30), schwanger ist, heiratet er sie. Langfristig gesehen erscheint diese Variante als die vernünftigere, die billigere und das geringere Übel, als „Alimente blechen“ (H 52) zu müssen.

Frauen, Aufrisse, sind für Melzer wie Trophäen, beinahe Statussymbole zum Herzeigen, die Bewunderung sowie eine Steigerung seines Selbstwertgefühles hervorrufen. Selbst die Ehe ist für ihn hier nicht hinderlich. Um die Damenwelt zu

beeindrucken, werden von Wolfgrubers Protagonisten keine Kosten und Mühen gescheut.

Er lässt sich mit seiner Affäre trotz seines Ehestandes in der Öffentlichkeit blicken, unternimmt nicht einmal den Versuch „den Schein zu wahren“ (H 263). Für Vergnügungen, wie „Herrenabend“, das jährliche Volksfest und Frauengeschichten, steht immer genügend Geld zur Verfügung. Insofern verhält sich Melzer schamlos gegenüber seiner Familie, seiner Frau und den Kindern. Während er eine alte Bekannte, eine Stripperin auf zahlreiche teure Getränke einlädt, reicht der Inhalt seiner Geldbörse, wenige Seiten später im Roman, nicht einmal für einen Schlafrock für seine Frau (Vgl. H 217-229).

Der Fernseher stellt eine der ersten Errungenschaften für die neue Wohnung dar (Vgl. H 121). Fortwährend lebt die junge Familie „von einer Anschaffung zur anderen“ (H 151). Das Erwerben von neuen materiellen Besitztümern wie Einrichtungsgegenständen oder einer Waschmaschine erscheint für den Arbeiter beinahe als Lebensmotor, als Antrieb sich Tag für Tag diese Knochenarbeit in der Fabrik anzutun. Vom Autor werden die neuen Investitionen als „Ziele“ beziehungsweise „Höhepunkte“ (H 151) in einem ja sonst relativ monotonen Alltag dargestellt. Auf sie wird hingearbeitet, das Geld mühsam zusammengespart.

Materieller Besitz spielt im Arbeitermilieu trotz oder vielleicht sogar aufgrund der nicht immer einfachen finanziellen Lage eine überaus große Rolle. Manchen Dingen wird sogar Zuneigung entgegengebracht. So hält der kleine Bruder des Protagonisten seine vom ersten eigenen Geld gekaufte Anschaffung, ein Kofferradio, „wie ein Kind am Arm“ (H 325). Melzer reagiert beinahe panisch, als seine kleine Tochter mit dem „Pythagoras-Pen“ (H 199), einem Kugelschreibergeschenk im Rahmen eines „Gratis Bildungsangebots“ (H 199), herumspielt.

Es hat den Anschein, als ob die Aufmerksamkeit, die materiellen Dingen entgegengebracht wird, eine Art Ersatzhandlung für den fehlenden Glauben ist, denn Religion spielt in der von Wolfgruber beschriebenen Gesellschaft keine Rolle mehr. Selbst „[d]as bisschen Tamtam am Friedhof“ (H 282) wird als überflüssig angesehen.

Melzer geht zwar seiner Tätigkeit in der Tischlerei und später in der Möbelfabrik nicht immer mit der größten Motivation, „[d]er Beruf ist eine Oberfläche, darunter ist der

Mensch“ (H 11), nach, verbringt aber trotzdem einen beträchtlichen Anteil seiner Freizeit mit „Pfuschen“. Diese unverzichtbare zusätzliche Einkommensquelle spült etwas mehr Geld in die Haushaltskasse und ermöglicht es dem Protagonisten und seiner Familie ein wenig leichter über die Runden zu kommen sowie die Erfüllung eines Traumes. Denn ohne im Pfusch hergestellte Möbelstücke und die daraus resultierenden Gegenleistungen wäre der Bau eines Eigenheims nicht möglich (Vgl. H 303).

Auch nach außen, der Verwandtschaft, den Freunden gegenüber, muss das Vorhandensein eines gewissen Wohlstandes gezeigt werden. Das Feiern einer „ordentliche[n] Hochzeit“ (H 57) stellt ein Statussymbol dar. Der wirtschaftliche Hintergedanke, der Wert der erhaltenen Geschenke, ist immer präsent. (Vgl. H 57)

7. Sprache

In seinem Werk „Schöne Tage“ verwendet Franz Innerhofer die Sprache des Alltags. Sprechen ist in dieser bäuerlichen Gesellschaft ein Privileg, das nur wenigen, der Obrigkeit, dem Hofherrn, zusteht. Sprechen bedeutet Macht. „Der Bauer setzt [die] Sprache zur Herrschaftssicherung ein.“⁸⁷ Alle Hofbewohner werden mit Hilfe der Sprache unterworfen.

Da es für den Bauern keinen Gesprächspartner gibt, der ihm auf der gleichen Ebene begegnen kann und den Dienstboten das Führen von Gesprächen während der Arbeitszeit nicht gestattet ist, finden sich in „Schöne Tage“ keinerlei Dialoge. Kommuniziert wird beinahe ausschließlich in Form von Kommandos: „»Da gehst her!« »Dort bleibst!« »Ruhig bist!«“ (ST 11). Darüber hinaus beschreibt der Autor eine Welt, in der kein freundliches Wort fällt, niemandem ein „Bitte!“ über die Lippen kommt sowie kein Platz und keine Zeit für ruhige, sachliche Argumentationen sind. Es wird nur geschrien, „« Wer hat dir denn das erlaubt?!«“ (ST 142), und befohlen, „»Und du schöpfst den Gänseteich aus!«“ (ST 142). Auch die Kinder sind ausschließlich Kommandos gewohnt, jedoch stößt die Sprache ziemlich schnell an ihre Grenzen und es kommt zum Einsatz von körperlicher Gewalt.⁸⁸

Schmidt-Dengler zeigt auf, wie Innerhofers Charaktere in ihrer eigenen Sprachlosigkeit gefangen, ja sogar gefesselt sind und es ihnen unmöglich ist, hier auszubrechen.⁸⁹ Deshalb wird fieberhaft versucht, andere Wege der Kommunikation zu finden.

Die Dienstboten wußten um ihr Elend, aber sie hatten keine Worte, keine Sprache, um es auszudrücken [...] Man hatte es so eingerichtet, daß die Dienstboten einander nur mit den Augen, mit Anspielungen und mit Handgriffen verständigen konnten. (ST 22)

Die Dorfhelferin Helga, die die Bäuerin nach deren Verbrennung im Haushalt unterstützt (ST 141, 147), ist eine der wenigen Personen im Laufe des Romans, die

⁸⁷ Tacha, Manfred: Entfremdete Arbeit – zerstörte Person, S. 95.

⁸⁸ Vgl. Schmidt-Dengler, Wendelin: Bruchlinien. Vorlesungen zur österreichischen Literatur 1945 bis 1990. Salzburg und Wien: Residenz Verlag 1995, S. 290.

⁸⁹ Vgl. Schmidt-Dengler, Wendelin: Bruchlinien, S. 290.

den Mut aufbringen dem Bauern mit Äußerungen wie „»Was willst du?!«“ (ST 148) Paroli zu bieten und ihm zu widersprechen: „»Das mach' ich nicht!«“ (ST 148).

Eine sprachliche Besonderheit, die bei der Lektüre von „Schöne Tage“ auffällt, ist die Verwendung von typischen Begriffen aus dem bäuerlichen Alltag. So ist etwa nicht von Holzstämmen, sondern von „Blöchern“ (ST 164) die Rede. Die Knechte tragen „Röcke“ (Vgl. ST 73) statt Jacken und ausgewachsene weibliche Kälber werden als „Kalmen“ (ST 191) erwähnt.

Zusätzlich finden sich im gesamten Verlauf des Romans „Schöne Tage“ zahlreiche anstößige und unsittliche, teilweise pöbelhafte und niveaulose Ausdrucksformen wie „scheißen“ (ST 122), „brunzen“ (ST 174) und Beschimpfungen wie „Sauhund“ (ST 97) oder „Drecksau“ (ST 36), die anscheinend im bäuerlichen Milieu allgegenwärtig waren. Diese Wörter bringen die Perspektivenlosigkeit sowie die aufgestauten Aggressionen und Frust im Arbeitsalltag zum Ausdruck. Zusätzlich verwendet der Autor im Text einzelne kursiv gedruckte Begriffe wie „*das Hören und Sehen vergehen*“ (ST 154), „*sauwohl*“ (ST 176) oder „*Viehschinder*“ (ST 103), deren Ziel es wohl ist, bestimmten Äußerungen und Beschreibungen besonderen Nachdruck zu verleihen.

Gernot Wolfgruber lässt seine Figuren ebenfalls Alltagssprache sowie derbe Begriffe verwenden. Diese authentische Sprech- und Ausdrucksweise vermittelt dem Leser, der Leserin einen deutlichen Einblick in die Welt des Arbeitermilieus. Einfach, leicht verständlich, gespickt mit umgangssprachlichen, teils ausfallenden Äußerungen und Ausdrücken wie „hinterfotzige Sau“ (H 169), „so ein Scheißhund ein dreckiger“ (H 301) oder „so ein Hund gehört gleich kastriert“ (H 301), präsentiert sich der Text.

Die vom Autor gewählte Sprache steht in einem direkten Zusammenhang mit der arbeitenden Gesellschaft, dem Proletariat.

Dies zeigt sich in einem Gespräch über Bruno Melzers neue Freundin sehr deutlich. Hier wird die Niveaulosigkeit, mit welcher der Autor die Arbeiterschaft charakterisiert, zum Ausdruck gebracht:

Geh halt die Goschen, sagt der Jeschko, du hast sie ja nicht einmal gesehen. Wißt's was, sagt Melzer und geht auf die Tür zur Werkstätte zu, ihr könnt's mich alle kreuzweis, wenna wollt's. Davon wird deine Katz aber auch nicht

schöner, sagt der Wielander. Melzer dreht sich um und fängt zu grinsen an, du schau auf deine eigene Alte, sagt er, so schiach und fett, wie die ist, die kannst ja auf ein Grammelschmalz auslassen, da kriegst mindestens zehn Jahre Jausenbrot davon. Na gegen die, sagt der Wielander, die was dich gestern abgeholt hat, ist sie eine Märchenprinzessin. Aber aus einem Gruselmärchen, sagt Melzer und macht die Tür auf. (H 46-47)

Ganz anders als in Innerhofers „Schöne Tage“ findet sich in „Herrenjahre“ eine beträchtliche Anzahl an Dialogen. Daneben geben zahlreiche innere Monologe des Protagonisten Einblick in dessen Gedanken- und Gefühlswelt. Diese kursiv gedruckten Textabschnitte, in denen „Melzer selbst zu Wort“⁹⁰ kommt, transportieren einen beträchtlichen Teil jenes Bildes, das der Leser, die Leserin in Wolfgrubers Roman vom Arbeitermilieu erhält:

[...] jetzt biege ich da nicht links zur Bude ab, sondern fahre geradeaus weiter, immer geradeaus weiter, weg, weit weg, einfach irgendwohin, es ist einfach schön, wennst dir denkst, jetzt hau ich den Hut auf alles, jetzt machst dich frei, einfach ganz frei, aber während ich noch dran denk, bin ich schon abgebogen und in den Hof von der Firma gefahren, ist ja eh klar, weil du kannst ja nicht so einfach davonrennen, wo willst denn schon hin? wennst nichts hast, wovon willst denn leben? und die Familie? da hast eben eine Verantwortung, und dann bin ich eben in der Bude gestanden und hab gehakelt, bis um neun einmal, bis zu Jausenpause und dann bis um zwölf, bis zur Mittagspause, ich weiß selber nicht, wie das kommt, aber kaum stehst in der Bude, zieht sich die Zeit wie ein Strudelteig, [...] (H 120)

Den Alltagstrott, die Monotonie im Leben seines Protagonisten versinnbildlicht Gernot Wolfgruber bereits mit der Formatierung seines Werkes. Es finden sich keinerlei Überschriften oder Einteilungen in Kapitel. Der Text wird lediglich durch Absätze strukturiert.

Vor allem zu Beginn des Romans werden vom Autor Sprüche und Lebensweisheiten wie „Nicht für die Schule, sondern für das Leben lernen wir.“ (H 8) oder „Lehrjahre sind keine Herrenjahre.“ (H 8), eingestreut. Hiermit wird das Vertrösten auf spätere Lebensabschnitte, in denen es einem besser gehen wird, das Leben angenehmer sein wird, verdeutlicht.

Die Hierarchie in „Herrenjahre“ wird ebenfalls durch Gespräche, durch Dialoge verdeutlicht. So beschreibt Pirker „[d]ie, die „oben“ sind, dürfen also verfügen über

⁹⁰ Groot, Cegienas de: Arme Menschen, S. 158.

Sprechen oder Schweigen derer, die unter ihnen stehen.“⁹¹ Hier zeigt sich wiederum die Machtlosigkeit der Arbeiter. Sie können den Vorgesetzten, den „Besseren“ nicht auf der gleichen sprachlichen Ebene begegnen, gegenüberreten.

⁹¹ Pirker, Martina: Sprache als Thema bei Gernot Wolfgruber. Die Romane „Herrenjahre“, „Niemandland“ und „Verlauf eines Sommers“. Diplomarbeit Univ. Wien 1988, S. 91.

8. Heimatliteratur – Anti-Heimatliteratur

In der österreichischen Gegenwartsliteratur ist das Thema Heimat ein überaus oft behandeltes. Traditionelle Heimatliteratur ist ein „Sammelbegriff für Texte, in denen eine herkunftsbezogene Perspektive vorherrscht und eine zumeist ländliche Welt durch vorwiegend realistische Darstellungsweisen thematisiert wird.“⁹²

Die Handlung in heimatliterarischen Werken spielt zumeist in einer Welt die einerseits geschlossen ist, aber auch emotional erlebt wird. Von typischer Heimatliteratur kann allerdings erst seit dem 19. Jahrhundert gesprochen werden, da davor keine emotionale Verbindung mit dem Heimatbegriff gegeben war.⁹³ Im Laufe der Zeit „erhält die Heimatliteratur [...] immer mehr kompensatorische Funktion als Wunschprojektion des sozial und ökonomisch verunsicherten Mittelstandes; Personal und Szenerie erstarren zum Klischee.“⁹⁴ In der Literaturwissenschaft findet der Begriff Heimatliteratur sogar erst seit ungefähr 1970 Verwendung.⁹⁵

Vor allem in den siebziger Jahren war diese Thematik durchaus beliebt und deshalb wird in diesem Zusammenhang auch von einer „neuen“ Heimatliteratur“⁹⁶ gesprochen. Die neue Form der Heimatliteratur unterscheidet sich jedoch ziemlich deutlich von dem traditionellen Genre des Heimatromans.

Es handelt sich hier nämlich „nicht um die Darstellung einer heilen Welt [...] sondern um eine Heimatliteratur, die die Heimat, den ländlich-bäuerlichen Raum als kaputt denunziert.“⁹⁷ Diese Art der Literatur wurde schließlich als Anti-Heimatliteratur bezeichnet. Sie wird von Koppensteiner folgendermaßen definiert:

Als Anti-Heimatliteratur ist jene Heimatliteratur zu verstehen, in der man zwar wohl die Gestalten und Requisiten der traditionellen, oft sedimental-kitschigen Heimatliteratur findet, also Bauern, Knechte und Mägde, den Bauernhof, das

⁹² Charbon, Rémy: Heimatliteratur. In: Fricke, Harald (Hg.): Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft. Band 2. Berlin: de Gruyter 2000, S. 19.

⁹³ Vgl. Charbon, Rémy: Heimatliteratur, S. 19-20.

⁹⁴ Charbon, Rémy: Heimatliteratur, S. 20.

⁹⁵ Vgl. Charbon, Rémy: Heimatliteratur, S. 19.

⁹⁶ Koppensteiner, Jürgen: Anti-Heimatliteratur in Österreich. Zur literarischen Heimatwelle der siebziger Jahre. In: Modern Austrian Literature 15(2) 1982, S. 1.

⁹⁷ Koppensteiner, Jürgen: Anti-Heimatliteratur in Österreich. Zur literarischen Heimatwelle der siebziger Jahre, S. 1.

abgelegene Tal, Berge, Bäche, den Wald usw., die aber keine Heimatbezüge im traditionellen Sinn aufweist. Es geht also nicht um Liebe zur Heimat, um die Harmonie des ländlichen Lebens, um Brauchtum oder um Abwehr einer feindlichen, meist städtischen Gegenwart. Anti-Heimatliteratur will vielmehr negative Zustände in der Heimat, im ländlich-bäuerlichen Milieu, aufdecken.⁹⁸

Wenn man nun die Romane „Schöne Tage“ von Franz Innerhofer und „Herrenjahre“ von Gernot Wolfgruber betrachtet, wird klar ersichtlich, dass diese beiden Werke nicht der Heimatliteratur im „traditionellen“ Sinn, sondern vielmehr der Anti-Heimatliteratur zuzuordnen sind. Der Salzburger Innerhofer rächt sich verbal an der patriarchal strukturierten bäuerlichen Gesellschaft, die in weiten Teilen Österreichs in den fünfziger und sechziger Jahren noch vorherrschte. Heute wird Franz Innerhofer als bedeutendster Schriftsteller des Anti-Heimat-Genres angesehen und sein Erstlingswerk „Schöne Tage“ ist auch als englischsprachige Ausgabe erhältlich.⁹⁹

In Innerhofers Werk wird schon auf den ersten Seiten deutlich, dass hier keine ländliche Idylle zu erwarten ist. Gleich zu Beginn ist von verwahrlosten Feldern und hungrigen Menschen die Rede (Vgl. ST 5). Dieses Bild wird im Verlauf des Romans noch deutlich drastischer. Geschlagene Kinder, ausgebeutete Knechte und Mägde, Religiosität, die fast bis zum Fanatismus betrieben wird, all das schildert der Autor in einer Umgebung, die bis zu diesem Zeitpunkt in der Literatur nur als idyllisch, malerisch, romantisch, verträumt, beinahe paradiesisch beschrieben wurde:

Saat, junge, grüne, wachsende Saat! Am Morgen liegt sie hell und glänzend betaut in der Sonne, sie hat alle Farben des ruhenden Wassers, und am Abend taucht sie bläulich überhaucht in den Schatten. Der Wind gleitet über sie hin wie eine Hand über weiches Haar, kleine Vögel steigen aus dem Felde, stehen einen Augenblick oben in der Luft und singen laut auf, einen einzigen hohen und hellen Ruf.¹⁰⁰

Innerhofer spart in „Schöne Tage“ nicht mit negativen Konnotationen. Der Ort, in dem der Protagonist seine Kindheit und Jugend auf dem Bauernhof seines Vaters verbringt, wird als „Haudorf“ (ST 23) bezeichnet und darüber hinaus ist sogar vom „Bauern-KZ“ (ST 208) die Rede.

⁹⁸ Koppensteiner, Jürgen: Ein Unterrichtsversuch mit Franz Innerhofers Roman Schöne Tage. In: Die Unterrichtspraxis / Teaching German 14(1) 1981, S. 10.

⁹⁹ Vgl. Koppensteiner, Jürgen: Anti-Heimatliteratur in Österreich. Zur literarischen Heimatwelle der siebziger Jahre, S. 3.

¹⁰⁰ Waggerl, Karl Heinrich: Brot. Wien: Buchgemeinschaft Donauland Kremayr & Scheriau [u.a.]
⁶1998, S. 107-108.

Innerhofer schuf zugleich eine Umwertung des Heimatroman-Genres, das von Rosegger bis Waggerl in die Sackgasse einer romantisierenden Idyllik geraten war. Darüberhinaus korrigierte Innerhofer das Bauernhofklischee, das die Landarbeiterschicht als systemkonforme Gruppe einstufte, und lenkte die Aufmerksamkeit auf deren Satus als unterprivilegierte Arbeiter.¹⁰¹

Während Innerhofer ohne jegliche Tabuisierung die negativen Seiten des bäuerlichen Alltags aufzeigt, beschreibt Gernot Wolfgruber in „Herrenjahre“ das Dasein der Arbeiterschicht, des kleinen Mannes. Von Idylle und Heimat ist hier so gut wie nichts zu spüren. Selbst der Name des Ortes, in dem der Protagonist auf seine „Herrenjahre“ wartet, wird dem Leser, der Leserin vorenthalten. Lediglich vage Angaben, wie „in Richtung E.“ (H 5) und „[b]is dahin rinnt noch viel Wasser die Lainsitz hinab“ (H 288), finden sich in dem Roman.

Im Mittelpunkt steht hier das Scheitern des Protagonisten, der seine „Herrenjahre“ nie erlebt. Dennoch entwickelt der Anti-Held zumindest ein gewisses Heimatgefühl. Dies manifestiert sich allerdings in seiner Ausgesetztheit gegenüber dem örtlichen Prestigegehabe und Konkurrenzdenken.¹⁰² „Schau dir die anderen an, hat sie gesagt, die verdienen doch auch nicht mehr als du und bauen sich trotzdem alle ein Haus“ (H 78).

Obwohl die beiden in dieser Diplomarbeit diskutierten Werke das Milieu betreffend, gravierende Unterschiede aufweisen, vermitteln sie doch dieselbe Grundaussage. Egal ob als „Leibeigene“ auf einem Bauernhof im Salzburger Land oder als Tischlergeselle beziehungsweise Fabrikarbeiter in einem kleinen Ort im nördlichen Niederösterreich: „Das Leben auf dem Lande, so lautet die Botschaft, ist häßlich.“¹⁰³

¹⁰¹ Tichy, Frank: Franz Innerhofer, S. 23.

¹⁰² Vgl. Koppensteiner, Jürgen: Anti-Heimatliteratur in Österreich. Zur literarischen Heimatwelle der siebziger Jahre, S. 9.

¹⁰³ Koppensteiner, Jürgen: Anti-Heimatliteratur in Österreich. Zur literarischen Heimatwelle der siebziger Jahre, S. 7.

8. Resümee

In beiden analysierten Werken, „Schöne Tage“ und „Herrenjahre“, wurden von den Autoren die jeweiligen gesellschaftlichen Verhältnisse, Strukturen nur in einem kleinen, räumlich begrenzten Umfeld, einer Ortschaft im salzburgerischen Pinzgau und einer Kleinstadt im nördlichen Waldviertel in Niederösterreich, beschrieben.

Der Leser, die Leserin muss sich jedoch der Tatsache bewusst sein, dass diese zwei untersuchten Werke Romane und keine soziologischen Analysen oder geschichtlichen Abhandlungen sind und somit der Gestaltungsfreiheit und Subjektivität der Autoren unterliegen.

Obwohl die beiden Romane in den siebziger Jahren erschienen sind, „Schöne Tage“ 1974 (Vgl. ST 4), „Herrenjahre“ 1976 (Vgl. H 4), muss beachtet werden, dass die jeweiligen Handlungen jedoch nicht zur selben Zeit angesiedelt sind. Während Innerhofers Protagonist Holl die bäuerlichen Verhältnisse in den fünfziger Jahren erlebt, finden Bruno Melzers Lehrjahre und „Herrenjahre“ Ende der sechziger Jahre und in den siebziger Jahren statt. Trotz der zeitlichen Diskrepanz erscheint ein Vergleich der Lebensweisen dieser beiden Gesellschaftsschichten als möglich und zulässig. Deshalb werden hier in der direkten Gegenüberstellung materielle Gegenstände ausgespart, die in den fünfziger Jahren noch nicht vorhanden, nicht gang und gäbe, für die breite Masse nicht verfügbar waren.

Ein weiterer Unterschied besteht im Alter und den beschriebenen Lebensabschnitten der beiden Protagonisten. Holl verbringt seine Kindheit und Jugend auf dem Bauernhof, während die Beschreibung von Bruno Melzers Arbeiterleben erst nach der Beendigung seiner Lehre so richtig beginnt.

Beide Protagonisten entstammen nicht intakten Familienverhältnissen. Beiden wird nur der Besuch der Pflichtschule zugestanden. Für beide ist der berufliche Weg vorgezeichnet. Während Wolfgrubers Bruno Melzer von seinem Elternhaus zumindest in gewisser Weise Unterstützung findet, der Vater kümmert sich schon frühzeitig um eine Lehrstelle (Vgl. H 6), bleibt Holl vollkommen sich selbst überlassen. Von ihm wird erwartet, bis zu seinem Tod, als billige Arbeitskraft, als

Knecht auf dem Hof seines Vaters zu dienen. Sein Engagement sich weiterzubilden, einen Beruf zu erlernen, stößt auf Ablehnung, wird behindert, ja sogar sabotiert. Erst nach vielen Jahren der Unterdrückung, des Mühsals und der Ausbeutung, gelingt es ihm sich loszureißen und kopfüber in eine für ihn total fremde Arbeitswelt zu tauchen.

Wolfgrubers Bruno Melzer würden nach Abschluss seiner Lehrzeit alle Türen und Tore offen stehen. Mangelnde Motivation, Bequemlichkeit, Faulheit und die Einflüsse seines sozialen Umfeldes, alle sind Arbeiter, stellen sich ihm in den Weg und sind ihm hinderlich.

Lediglich zweimal versucht er etwas an seiner beruflichen Laufbahn zu verändern. Hierzu zählen der Wechsel in die Möbelfabrik, welcher trotz höherer Entlohnung als gesellschaftlicher Abstieg gesehen werden kann sowie der Versuch, die Tischlermeisterprüfung im Rahmen eines Fernkurses nachzuholen. Diese Idee verwirft er jedoch bald wieder.

Den Arbeitskräften am Land, am Bauernhof bieten sich grundsätzlich weniger Möglichkeiten zur beruflichen Veränderung. Sie sind gefangen im System, in der strengen Hierarchie ihrer Milieuzugehörigkeit. Ein Entkommen ist, wenn überhaupt, nur schwer möglich.

Hier werden die Unterschiede der Protagonisten, deren Verhalten und Handlungsweisen zum Teil das jeweilige Milieu widerspiegeln, deutlich. Bruno Melzer stellt zweifelsohne den typischer Vertreter der Arbeiterschaft dar. Sein Werdegang, seine Arbeitseinstellung, sein Verhalten am Arbeitsplatz und zu Hause bei der Familie sind markant beziehungsweise kennzeichnend für diese Berufsgruppe.

Holl in „Schöne Tage“ ist als Kind, als Jugendlicher zu jung um als typischer Vertreter der Bauernschaft angesehen zu werden. Vom leiblichen Vater ausgenutzt, eingeteilt und ausgebeutet wie ein Knecht, stellt er jedoch nahezu ein Paradebeispiel für die unehelichen Kinder aus dem bäuerlichen Milieu, deren junge Jahre bereits durch harte Arbeit, Erniedrigungen und Züchtigungen geprägt sind, dar.

Die am Bauernhof tätigen Dienstboten nennen ihre Arbeitsstätte gleichzeitig auch ihr Zuhause wo sie versorgt werden. Die Trennung zwischen Arbeitszeit und Freizeit

verläuft fließend, ist fast nicht vorhanden. Geregelter Arbeitszeiten gibt es eigentlich nicht. Der Rhythmus wird von der Natur bestimmt. So kann es sein, dass selbst nach dem Abendmahl oder frühmorgens bei vollständiger Dunkelheit Tätigkeiten anstehen.

Die Tischlerei und die Möbelfabrik werden nur zum Arbeiten betreten. Die Zeitpunkte des Arbeitsbeginns und des Arbeitsendes sind genau vorgegeben, geregelt. Es wird von niemandem verlangt länger zu arbeiten oder Überstunden zu machen. Die Arbeiter haben ihre vorgegebene Arbeitszeit. Der Rest ist Freizeit, freie Zeit zur Erholung, zur Entspannung, für Hobbies sowie für das Pfuschen.

Da die Arbeit in einer Tischlerei Ausbildung und Erfahrung erfordert, sind die Gesellen meistens schon langjährige Mitarbeiter. Sie führen nur ihre fachspezifischen Aufgaben aus. Andere anfallende Tätigkeiten werden von den Lehrlingen erledigt.

Auf einem Bauernhof hingegen ist vom Gesinde jede Art von Arbeit zu verrichten. Nur der Bauknecht und der Melker haben einen genau definierten Aufgabenbereich.

Die Dienstboten in der Landwirtschaft verhandeln ihren Lohn mit dem Hofbesitzer in einem Vieraugengespräch aus. Wie hoch dieser im einzelnen Fall ausfällt beziehungsweise ob vom Bauern Sozialabgaben geleistet werden, geht jedoch nicht hervor. Im Gegensatz dazu ist dem Leser, der Leserin bekannt, dass die Tischlereimitarbeiter alle offiziell beschäftigt sind und nach dem Kollektivvertrag entlohnt werden. Jeder Arbeitnehmer weiß über das Einkommen seiner Kollegen Bescheid.

Auch wenn der Arbeiter nur den Mindestlohn ausbezahlt bekommt, so hat er doch genügend finanzielle Mittel um für sich und seine Familie zu sorgen, sich eine kleine Wohnung zu leisten, ja eventuell sogar ein Haus zu bauen. Sogar Freizeitbeschäftigungen wie Kino- und Lokalbesuche sind jederzeit möglich.

Den Knechten und Mägden ist dies aufgrund der längeren Arbeitszeit und fehlender finanzieller Mittel verwehrt. Nicht einmal der ganze Sonntag steht zur freien Verfügung. Der Kirchenbesuch am Vormittag ist Pflicht und kann als Teil des Arbeitsverhältnisses gesehen werden. Das bäuerliche Leben wird von der Religion dominiert, während die Kirche und der Glaube bei der Arbeiterschaft überhaupt keine

Rolle zu spielen scheinen. Betreten wird das Gotteshaus nur bei Hochzeiten und Begräbnissen.

Sowohl die Frau des Bauern als auch die des Arbeiters stellen sich als unentbehrlich und unersetzbar dar. Im Falle von Krankheit oder anderer Verhinderung steht für die Bauernfamilie eine Aushilfskraft, eine Dorfhelferin zur Verfügung, die sämtliche Arbeiten im Haushalt übernimmt. Die Arbeiterfamilie erhält in so einer Situation nur für kurze Zeitspannen von sozialen Organisationen Unterstützung und muss daher hauptsächlich auf Verwandte und Bekannte vertrauen. Anscheinend war es im Sozialsystem der sechziger und siebziger Jahre nicht einfach eine Fürsorgeperson für den Haushalt und die Kindererziehung zu bekommen.

Die Entwicklung der Gesellschaft scheint in dem von Innerhofer dargestellten abgeschiedenen Gebirgstal langsamer als anderswo voranzuschreiten. Fortschritt wird vorerst sowohl in sozialer als auch technischer Hinsicht abgelehnt und erst nach langem Hin und Her akzeptiert.

Nur langsam beugt sich der Bauer der unaufhaltsam voranschreitenden Mechanisierung und schafft Maschinen an. Die Jugend ist die treibende Kraft hinter der Weiterentwicklung.

In der Fabrik sind Maschinen für die Arbeiter bereits eine Selbstverständlichkeit. Aufgrund des technologischen Fortschrittes in der Möbelfabrik bei der Produktion sind die Arbeiter mit technischen Neuerungen vertraut. Diese finden auch im privaten Umfeld, in Form von Gegenständen des täglichen Bedarfs, Einzug. Waschmaschine, Durchlauferhitzer oder Fernseher werden rasch in jedem Haushalt zur Selbstverständlichkeit.

Betrachtet der Leser, die Leserin die bäuerliche Gesellschaft in Innerhofers „Schöne Tage“ und das Arbeitermilieu in Wolfgrubers „Herrenjahre“, so bekommt er, sie einen umfassenden Einblick in das Arbeits- und Alltagsleben dieser beiden Berufsgruppen. Ein Vergleich mit der realen Welt lässt viele Gemeinsamkeiten und Parallelen erkennen. Wirklichkeitsnah, zeitweise übertrieben und überspitzt dargestellt, präsentieren die beiden Autoren die Welten dieser zwei unterschiedlichen Gesellschaftsschichten.

9. Literaturverzeichnis

9.1. Primärliteratur und Abkürzungen

Innerhofer, Franz: Schöne Tage. München: Deutscher Taschenbuchverlag GmbH & Co. KG ¹³2007 (1974).

Wolfgruber, Gernot: Herrenjahre. Salzburg, Wien: Residenzverlag 2015 (1976).

Abkürzungen:

ST „Schöne Tage“

H „Herrenjahre“

9.2. Sekundärliteratur

Apetsberger, Friedbert (Hg.): Traditionen in der neueren österreichischen Literatur. Wien: Österreichischer Bundesverlag 1980.

Bauer, Kurt: Bauernleben. Vom alten Leben auf dem Land Wien, Köln, Weimar: Böhlau-Verlag 2014.

Beer, Otto F.: Das Grau des Alltags. In: Der Tagesspiegel. Unabhängige Berliner Morgenzeitung, 30.1.1977.

Bierbaumer, Matthias: „Schöne Tage‘ in den ‚Niederungen‘. Die Darstellung der Charaktere und ihres Milieus in den beiden rustikalen Prosatexten Franz Innerhofers und Herta Müllers“. Diplomarbeit Univ. Wien 2009.

Birgfeld, Johannes: Franz Innerhofer als Erzähler. Eine Studie zu seiner Poetik. In: Segebrecht, Wulf (Hg.): Beiträge zur deutschen Literatur. Band 28. Frankfurt am Main, Berlin, Bern, Bruxelles, New York, Oxford, Wien: Verlag Peter Lang 2002.

Bruckmüller, Ernst / Hanisch, Ernst / Sandgruber, Roman (Hg.): Geschichte der österreichischen Land- und Forstwirtschaft im 20. Jahrhundert. Regionen – Betriebe – Menschen. Wien: Verlag Carl Ueberreuter 2003.

Bruckner, Ulrich P.: Für ein paar Leichen mehr. Der Italo-Western von seinen Anfängen bis heute. Berlin: Schwarzkopf & Schwarzkopf 2002.

Charbon, Rémy: Heimatliteratur. In: Fricke, Harald (Hg.): Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft. Band 2. Berlin: de Gruyter 2000, S. 19-21.

Engerth, Rüdiger: Sprüch' machen, Schmääh führen. In: A.Z. Tagblatt für Österreich, 23.12.1976.

Ettmayer, Wendelin: Literatur als politische Herausforderung. Die Welt der Arbeit in der österreichischen Literatur der Gegenwart. Wien: Wiener Preßverein 1982.

Ettmayer, Wendelin / Haller, Max / Mitter, Peter / Heinzinger, Walter: Der österreichische Arbeiter im Betrieb und in der Gesellschaft. Wien: Wiener Preßverein 1979.

Fribolin, Rainer: Franz Innerhofer und Josef Winkler. Die moderne bäuerliche Kindheitsautobiographie vor dem Hintergrund ihrer Tradition vom 16. bis zum 20. Jahrhundert. In: Böhler, Michael / Burger, Harald / Matt, Peter von (Hg.): Züricher Germanistische Studien. Band 14. Bern, Frankfurt am Main, New York, Paris: Verlag Peter Lang 1989.

Friedl, Inge: Wie's g'wes'n is. Vom Leben auf dem Land. Wien- Granz – Klagenfurt: Styria Verlag 2008.

Fröhlich, Herbert Mag.: Die Mechanisierung der österreichischen Landwirtschaft. Dissertation Wirtschaftsuniv. Wien 1976.

Greussing, Kurt (Hg.): Die Roten am Land. Arbeitsleben und Arbeiterbewegung im westlichen Österreich. Steyr: Museum Industrielle Arbeitswelt 1989.

Griebel, Monika: Sprachreflexion in den Werken Franz Innerhofers. Diplomarbeit Univ. Wien 1987.

Groot, Cegienas de: Arme Menschen. Zur Darstellung der existentiellen und gesellschaftlichen Position des Menschen bei den österreichischen Autoren Gerhard Roth, Michael Scharang und Gernot Wolfgruber. Hildesheim, Zürich, New York: Georg Olms Verlag 1988.

Gutkas, Karl: Geschichte des Landes Niederösterreich. St. Pölten: Niederösterreichisches Pressehaus 1974.

Gutkas, Karl: Geschichte des Landes Niederösterreich in Bildern. St. Pölten: Niederösterreichisches Pressehaus 1983.

Hoffmeister, Donna L.: Vertrauter Alltag, gemischte Gefühle. Gespräche mit Schriftstellern über Arbeit in der Literatur. In: Abhandlungen zur Kunst-, Musik- und Literaturwissenschaft. Band 382. Bonn: Bouvier Verlag 1989.

Holzschuster, Harald: Zwei Bilder vom Lande. Franz Innerhofer und der Heimatfilm der Fünfziger Jahre. Diplomarbeit Univ. Wien 2000.

Kastberger, Klaus / Neumann, Kurt (Hg.): Grundbücher der österreichischen Literatur seit 1945. Wien: Paul Zsolnay Verlag 2007.

Kathrein, Karin: Ein Zerstörer ländlicher Idylle. „Presse“-Gespräch mit Franz Innerhofer, dem preisgekrönten Nachwuchsautor von „Schöne Tage“. In: Die Presse, 25.11.1974.

Koppensteiner, Jürgen: Anti-Heimatliteratur in Österreich. Zur literarischen Heimatwelle der siebziger Jahre. In: Modern Austrian Literature 15(2) 1982, S. 1-11.

Koppensteiner, Jürgen: Ein Unterrichtsversuch mit Franz Innerhofers Roman Schöne Tage. In: Die Unterrichtspraxis / Teaching German 14(1) 1981, S. 9-19.

Laemmle, Peter: Mit versteckter Zärtlichkeit. Über den zweiten Roman des Österreichers Gernot Wolfgruber. In: Die Zeit, 11.2.1977.

Lodemann, Jürgen: Menschenfinsternis. Franz Innerhofer: „Schöne Tage“. In: Die Zeit, 15.11.1974.

Lüdke, W. Martin: Franz Innerhofer. In: Heinz Ludwig Arnold (Hg.): KLG. Kritisches Lexikon zur deutschsprachigen Gegenwartsliteratur. Band 6. München: edition text+kritik 1978ff., 71. Nlg. 2002, S. 1-10.

Lüdke, W. Martin / Lüdke-Haertel, Sigrid: Gernot Wolfgruber. In: Heinz Ludwig Arnold (Hg.): KLG. Kritisches Lexikon zur deutschsprachigen Gegenwartsliteratur. Band 14. München: edition text+kritik 1978ff., 109. Nlg. 2002, S. 1-10.

Mayer, Norbert: Wolfgruber: Dieser ganze Literaturzirkus. In: Die Presse, 25.06.2009.

N.N.: Hofakten K. In: Bruckmüller, Ernst / Hanisch, Ernst / Sandgruber, Roman (Hg.): Geschichte der österreichischen Land- und Forstwirtschaft im 20. Jahrhundert. Regionen – Betriebe – Menschen. Wien: Verlag Carl Ueberreuter 2003.

N.N.: WIFO-Monatsbericht 35(7) 1962, S. 332-339.

Ortmayr, Norbert (Hg.): Knechte. Autobiographische Dokumente und sozialhistorische Skizzen. Wien, Köln, Weimar: Böhlau Verlag 1992.

Paterno, Wolfgang: „Arbeit, Arbeit und wieder Arbeit“. Das Motiv der Arbeit im Werk Franz Innerhofers. Diplomarbeit. Univ. Wien 2008.

Petsch, Barbara: Ein ganz besonderer Außenseiter. Interview mit Gernot Wolfgruber. In: NÖ Kulturberichte, Mai 1980.

Pirker, Martina: Sprache als Thema bei Gernot Wolfgruber. Die Romane „Herrenjahre“, „Niemandland“ und „Verlauf eines Sommers“. Diplomarbeit Univ. Wien 1988.

Reinhardt, Stephan: Kein Entkommen aus dem Getto. «Herrenjahre» von Gernot Wolfgruber: Jedes Wort ist glaubhaft. In: Basler National-Zeitung, 20.11.1976.

Rieder, Hans: Das Tagewerk. Leben und Arbeiten am Bauernhof. Bozen: Verlagsanstalt Athesia AG 2012.

Ross, Werner: Der Bauer als Bösewicht. Neue Schollenliteratur: Franz Innerhofers Roman „Schöne Tage“. In: Deutsche Zeitung, 31.1.1975.

Roßmann, Andreas: Auf Lehrjahre folgen keine Herrenjahre. In: Heidelberger Tageblatt, 2.11.1977.

Saxinger, Franz: Mit Leib und Seele Bauer. Meine Lebenserinnerungen. Ried im Innkreis: Moserbauer Druck & Verlag 2003.

Schachtsiek-Freitag, Norbert: Ein Bauernroman als Anti-Idylle. Für „Schöne Tage“ erhält der Österreicher Franz Innerhofer den Bremer Literaturpreis. In: Deutsches Allgemeines Sonntagsblatt, 5.1.1975.

Schink, Helmut: Jugend als Krankheit? Hermann Hesse. Robert Musil. Franz Kafka. Reinhold Schneider. Anne Frank. Franz Innerhofer. Linz: OLV-Buchverlag 1980.

Schmidt-Dengler, Wendelin: Bruchlinien. Vorlesungen zur österreichischen Literatur 1945 bis 1990. Salzburg und Wien: Residenz Verlag 1995.

Schrott, Regine: Auf der Suche nach der Heimat – Die Funktion der Schauplätze bei Franz Innerhofer. Diplomarbeit Univ. Wien 1995.

Schwarz, Wilhelm (Hg.): Protokolle. Gespräche mit Schriftstellern. Frankfurt am Main: Verlag Peter Lang 1990.

Spehar, Herbert (Hg.): Allgemeines bürgerliches Gesetzbuch. Mit den wichtigsten einschlägigen Nebengesetzen und Verordnungen. München: Wilhelm Goldmann Verlag 1976.

Szely, Sylvia: Literatur / Heimat / Film. Lektüre dreier Romane und dreier Filme. „Schöne Tage“ (Franz Innerhofer – Fritz Lehner), „Herrenjahre“ (Gernot Wolfruber – Axel Corti), „Der Stille Ozean“ (Gerhard Roth – Xaver Schwarzenberger). Diplomarbeit Univ. Wien 1997.

Tacha, Manfred: Entfremdete Arbeit – zerstörte Person. Frankfurt am Main: Peter Lang GmbH 1995.

Tichy, Frank: Franz Innerhofer. Auf der Suche nach dem Menschen. Salzburg: Residenz Verlag 2004.

Waggerl, Karl Heinrich: Brot. Wien: Buchgemeinschaft Donauland Kremayr & Scheriau ⁶1998.

Wechsberg, Joseph: Himmel und Hölle im Salzkammergut. In: Die Welt, 16.1.1975.
Weigel, Hans: Das Paradies als Inferno. Ein Anti-Heimatroman von Franz Innerhofer. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 8.10.1974.

Wick, Barbara: Desillusionierung in den Romanen Gernot Wolfgrubers. Diplomarbeit Univ. Wien 1991.

Wimmer, Kurt: Durch den letzten Rost gefallen... In: Kleine Zeitung, 23.1.1986.

Zöllner, Erich: Geschichte Österreichs. Von den Anfängen bis zur Gegenwart. Wien: Verlag für Geschichte und Politik 1984.

Abstract

Die vorliegende Diplomarbeit beschäftigt sich mit der Darstellung der bäuerlichen Verhältnisse und des Arbeitermilieus in der österreichischen Literatur nach 1945. Stellvertretend werden hier die Werke „Schöne Tage“ von Franz Innerhofer und „Herrenjahre“ von Gernot Wolfgruber näher beleuchtet. Zuerst wird die Frage nach den autobiographischen Zügen in diesen beiden Werken beantwortet, anschließend untersucht, inwiefern die dargestellten Verhältnisse der Realität der damaligen Zeit entsprechen. Weitere zentrale Punkte bilden die von den Autoren dargestellten hierarchischen Strukturen sowohl im Arbeitsalltag als auch innerhalb der Familien, die Rollenbilder von Mann und Frau in der jeweiligen Gesellschaftsschicht, sowie die Bedeutung der Religion und des materiellen Besitzes und die Frage ob diese beiden Werke der Heimatliteratur oder der Antiheimatliteratur zuzuordnen sind.

Lebenslauf

Persönliche Daten

Name: Martin Karl Zeilinger
Geburtsdatum: 12. Juli 1991 in Krems
Wohnort: Rohrendorf bei Krems

Eltern Dipl.-HTL-Ing. Karl Zeilinger, Bauingenieur
Mag. Eveline Zeilinger, Lehrerin
Geschwister Marie-Theres Zeilinger

Schulbildung

1997 bis 2001 Volksschule, 3495 Rohrendorf
2001 bis 2009 BG Rechte Kramszeile, 3500 Krems
2009 bis 2010 Universität Wien, Studium der Rechtswissenschaften
seit 2010 Universität Wien, Lehramtsstudium Deutsch / Englisch
2013 bis 2015 Universität Wien, Bachelorstudium Deutsche Philologie
seit 2016 Universität Wien, Masterstudium Deutsch als Fremd-
und Zweitsprache